Allgemeines Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

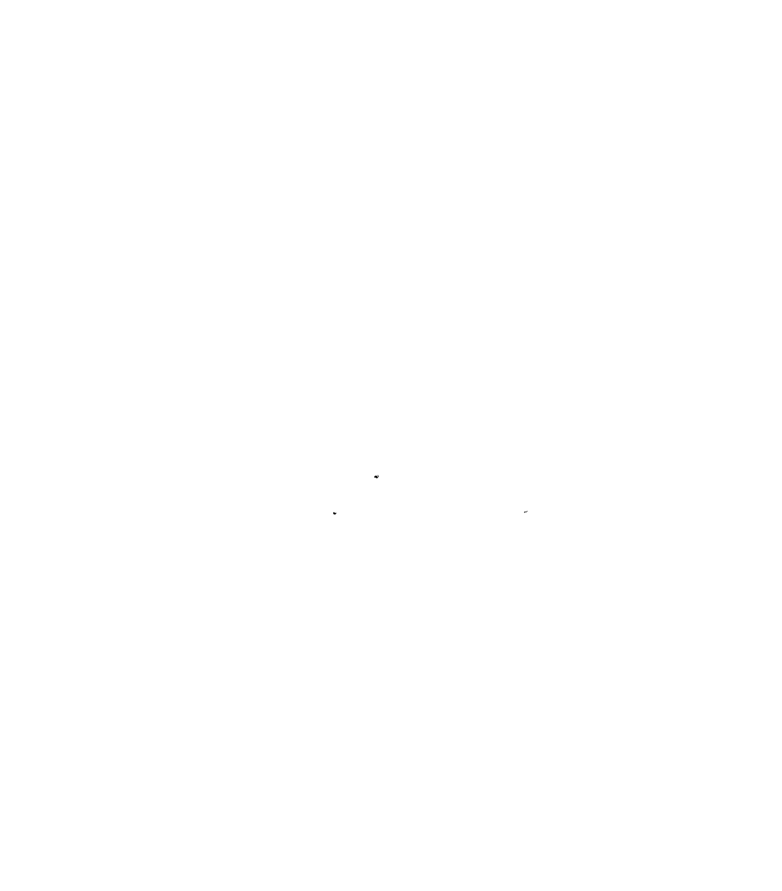
der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Einundsechzigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1832.



Theresia (Maria).

(Fortsezung.)

Nun wurden die Franzosen aus der Oberpfalz von dem Prinzen Karl von Lothringen verjagt und die Baiern in ihrem eigenen, kurz vorher wieder eroberten Lande von ihm geschlagen. Kaiser Karl VII. schloß daher mit der Königin von Ungarn einen Neutralitätsvertrag, nach welchem er ihr bis zum allgemeinen Frieden seine Erbstaaten überließ und seiner Erbfolge in den östr. Ländern entsagte. Der Sieg der sogenannten pragmatischen Armee (Engländer, Hannoveraner, Oestreicher und Hessen) über die Franzosen bei Dettingen am Main (27. Juni 1743), wo Georg II. von England persönlich mitfocht, bestärkte die Königin und ihre Verbündeten noch mehr in dem Vorsatze, Frankreich zu demüthigen; allein durch Uneinigkeiten ward der Plan, daß Prinz Karl v. Lothringen in Frankreich selbst eindringen sollte, vereitelt. Der seiner Staaten beraubte Kaiser Karl VII. hatte nämlich mit Georg II. Friedenspräliminarien abgeschlossen, wonach er seinen Verbindungen mit Frankreich entsagte und andre für den wiener Hof günstige Bedingungen einging. Dagegen sollte er als Kaiser anerkannt werden, und zu Behauptung dieser Würde und zur Wiedererlangung seiner Staaten Hülfsgelder bekommen. Georg versprach, M. Th.'s Zustimmung zu bewirken. Allein diese bestand auf Karls Absetzung und wollte Baiern behalten. Ebenso wenig fand sie sich geneigt, dem Könige von Sardinien die versprochenen Landschaften im Mailändischen abzutreten. Sardinien nahm daher eine drohende Stellung an. Dies und Englands Vorstellungen vermochten endlich

die Königin zum Nachgeben. Sie überließ an Sardinien die Landschaft Vigevano, nebst einigen andern Ländertheilen, ließ ihre Ansprüche an das Markgrafthum Finale fallen, und gab dem Könige Karl Emanuel III. den Oberbefehl über 30,000 M. östr. Truppen in Italien. Aber ungeachtet dessen, sowie des frühern Sieges der Oestreicher bei Campo-Santo über die Spanier (8. Febr. 1743), unterwarfen sich die Spanier und Franzosen unter dem Infanten Don Philipp ganz Savoyen. Da nun dem Prinzen Karl v. Lothringen sein Eindringen in Frankreich nicht gelang, so kehrte er nach Wien zurück, wo er sich mit der Erzherzogin Maria Anna, der Schwester M. Th's, vermählte, und zur Belohnung seiner Dienste das Generalgouvernement über die Niederlande erhielt. Bis 1744 hatten England und Frankreich als bloße Hülfsmächte gegen einander gekämpft. Jetzt erfolgte die förmliche Kriegserklärung von Seiten Frankreichs, sowol gegen England (15. März), als gegen Oestreich (11. April). Die Franzosen eroberten die wichtigsten Festungen in den Niederlanden, und der Marschall von Sachsen drohte, sich des ganzen Landes zu bemächtigen, als Prinz Karl von Lothringen in den Elsaß einfiel. Schon verbreitete die östr. leichte Reiterei Furcht und Schrecken bis an die Thore von Luneville, und der König Stanislaus mußte von dort flüchten. Der König von Frankreich stellte jedoch dem Prinzen eine große Macht entgegen, und Karl ward zurückgerufen, um dem Könige von Preußen, der aufs neue die Waffen ergriffen hatte, Widerstand zu thun. Die stolze und leidenschaftliche M. Th. hatte sich nämlich geweigert, den Kaiser und den Reichstag von Frankfurt anzuerkennen. Auch ließ sie ihren Vorsatz, Baiern zu behalten, in Frankreich und Italien Eroberungen zu machen, Schlesien wieder einzunehmen, und, in Verbindung mit Sachsen und England, die preuß. Staaten zu theilen, nur zu deutlich merken. Friedrich schloß daher, um ihr zuvorzukommen, und zum Schutze des

Kaisers, den 22. Mai 1744 mit dem Kaiser, mit Frankreich, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Könige von Schweden, als Landgrafen von Hessen, die Union zu Frankfurt. Darauf fiel er im August mit 80,000 M. in Böhmen ein, eroberte Prag und den ganzen Theil auf der Ostseite der Moldau. Die bairischen und hessischen Truppen drangen zugleich in Baiern vor und setzten den Kaiser wieder in Besitz seiner Hauptstadt. Der Schrecken verbreitete sich bis nach Wien, aber M. Th. blieb unerschüttert. Sie begeisterte auf dem Reichstage zu Breslau ihre Ungarn, und diese flogen, von Sachsen und Oestreichern unterstützt, zur Rettung Böhmens herbei. Auch Karl von Lothringen eilte aus dem Elsaß und Lothringen nach Böhmens Grenzen, und die Preußen mußten das Königreich wieder räumen. Dagegen eroberten die Franzosen nicht bloß Freiburg, Oestreichs Vormauer gegen Westen, sondern drangen auch in den Niederlanden vor. Selbst in Italien mußte sich der östreichische Feldherr, Fürst v. Lobkowitz, nachdem er anfangs die Spanier zurückgedrängt und den König von Neapel, Don Carlos, bei Velletri beinahe gefangen genommen hätte, wegen Mangel an Truppen nach der Lombardei zurückziehen. Doch der Tod Karls VII. (20. Jan. 1745) öffnete dem Ehrgeize der M. Th. ein neues Feld. Frankreich bemühte sich zwar aufs neue, dem Hause Oestreich die Kaiserkrone zu entreißen, aber die Sache Oestreichs siegte trotz der französischen Ränke am russischen Hofe; auch unterstützte England die Königin M. Th. aufs neue mit Truppen und Geld. Da nun der Zweck der frankfurter Union wegfiel, so suchte Friedrich II. Großbritanniens Vermittelung, um sich mit Oestreich auszusöhnen. Unterdessen schloß M. Th. den 22. April 1745 den Vertrag zu Fuessen mit dem neuen Kurfürsten von Baiern, wodurch dieser die pragmatische Sanction anerkannte und sich verpflichtete, die fremden Hülfsvölker aus seinen Staaten zu entfernen, und

dem Herzoge v. Lothringen, Th.'s Gemahl, seine Stimme zur Erlangung der Kaiserkrone zu geben. Ueberdies hatte die Königin von Ungarn eine Quadrupelallianz mit dem Könige von Polen, mit Holland und England (8. Jan. 1745) zu Warschau zu Stande gebracht, sowie den Vertrag von Leipzig (18. Mai), in welchem geheime Uebereinkünfte zwischen Oestreich und Sachsen hinsichtlich der Theilung der preuß. Staaten enthalten waren. Während dieser Verhandlungen machten die Franzosen Fortschritte. Nach dem Siege des Marschalls v. Sachsen über die Verbündeten bei Fontenoy (11. Mai 1745) fielen die wichtigsten Plätze der östr. Niederlande in franz. Hände. In Italien, wo Genua sich mit Spanien verband, nahmen die Franzosen und Spanier den größten Theil des mailändischen Gebietes ein, und der König von Sardinien mußte sich nach seiner Hauptstadt zurückziehen. Auch in Deutschland rettete sich Friedrich aus seiner kritischen Lage durch den Sieg über die Oestreicher und Sachsen bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745). Bald nachher schloß das britische Cabinet zu Hannover einen geheimen Vertrag mit Friedrich, worin diesem Schlesien in Gemäßheit des breslauer Friedens garantirt wurde. Allein die Königin von Ungarn und der Kurfürst von Sachsen zeigten sich nicht geneigt, zu unterhandeln. Indeß war Karl v. Lothringen bei Sorr von Friedrich II. geschlagen, und M. Th. hatte bloß den Trost, daß ihr Gemahl Franz Stephan (13. Sept.) zum Kaiser gewählt, und den 4. Oct. u. d. N. Franz I. gekrönt wurde. Bei dieser Feierlichkeit rief M. Th. zuerst vom Balkon herab: »Es lebe Kaiser Franz I.!« Ungeachtet ihre Finanzen ganz erschöpft waren, und man sogar schon das Silberzeug aus den Kirchen hatte nach der Münze schicken müssen, wollte dennoch die nunmehrige Kaiserin-Königin in keinen Frieden willigen. Preußens Vorschläge wurden sämmtlich verworfen; man wollte sich rächen, und M. Th. faßte den kühnen Plan, einen östrei-

chisch-sächsischen Heerhaufen auf Berlin marschiren zu lassen. Ueberdies erwartete sie von Rußland kräftige Hülfe. Allein Friedrich kam Allem zuvor. Er schlug die Sachsen bei Hennersdorf (23. Nov.), worauf Karl v. Lothringen aus der Lausitz nach Böhmen zurückwich, und durch die Niederlage der Sachsen bei Kesselsdorf (15. Dec.) ward das ganze Kurfürstenthum Sachsen von Preußen erobert. Die Kaiserin-Königin, vom eignen Unglück nicht gebeugt, aber gerührt durch das Schicksal ihrer Bundesgenossen, schloß jetzt unter britischer Vermittelung (25. Dec. 1745) den dresdner Frieden, in welchem Friedrich Schlesien behielt und M. Th. als Königin von Böhmen und ihren Gemahl als Kaiser anerkannte. Dieser Friede war für Oestreich um so dringender, da England wegen der Landung des Prätendenten in Schottland seine Hülfstruppen aus den Niederlanden zurückziehen mußte, wodurch die Franzosen daselbst die Oberhand gewannen. Am 4. Mai 1746 hielt Ludwig XV. seinen Einzug in Brüssel, und alle östr. Niederlande, mit Ausschluß Luxemburgs, waren in Feindes Hand. Der Verlust der Schlacht bei Rocou (11. Oct.) vermehrte Oestreichs Unglück auf dieser Seite. Dagegen siegten die Heere der Kaiserin in Italien unter dem Fürsten v. Lichtenstein zu San-Lorenzo über die Spanier und Franzosen, und als nach Philipps V. Tode sein Nachfolger Ferdinand VI. seine Truppen aus Italien zurückzog, erhielten die Oestreicher vollkommenes Uebergewicht daselbst und schlossen namentlich auch Genua ein. Die Engländer blockirten dasselbe zur See, und die Stadt ergab sich fast ohne alle Bedingung an die Oestreicher. Allein durch die Erpressungen derselben erbittert, vertrieben die Einw. den kaiserl. General Botta, welcher 8000 Mann, die ganze Artillerie und alles Gepäck verlor, aus Genua und dessen Gebiet (5—9. Dec.). Indeß wünschten sowol England als Frankreich und Spanien den Frieden. Allein die Kaiserin-Königin hatte mit Rußland ein Verthei-

digungsbündniß (22. Mai 1746) geschlossen, dem auch Holland und England bejgetreten waren. Die Franzosen vertrieben jedoch die Oestreicher aus der von diesen verheerten Provence und befreiten Genua (1747), welches von denselben aufs neue belagert ward. In den östr. Niederlanden machten sie noch größere Fortschritte; allein das Vorrücken der Russen in Deutschland und der Sieg des Admiral Hawke über ein franz. Geschwader, wodurch die Seemacht Frankreichs zerstört wurde, beschleunigten den Frieden. Am 30. April 1748 wurden die Präliminarien zwischen Frankreich, Großbritannien und Holland unterzeichnet; hierauf folgte (18. Nov.) der Friede von Aachen, dem auch Spanien, Oestreich und Sardinien beitraten. M. Th. ward als die Erbin der väterlichen Monarchie anerkannt, bloß der Infant Don Philipp erhielt die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla, sowie dem Könige von Sardinien mehrere durch den Vertrag von Worms abgetretene Landschaften verblieben. M. Th. wandte jetzt ihre Sorgfalt auf die Wiederherstellung ihrer Finanzen und ihres Kriegsheeres. Die jährlichen Einkünfte, welche zu Karls VI. Zeiten nur 30 Mill. betragen hatten, stiegen durch kluge Einrichtungen auf 36 Mill. Gulden, obgleich Parma und Schlesien, welches letztere allein 6 Mill. eintrug, verloren waren. Das Heer ward, außer den in Italien und den Niederlanden befindlichen Truppen, auf 108,000 M. gebracht, und das ganze Kriegswesen unter Daun's Leitung auf einen bessern Fuß gesetzt. Auch in der Gerichtsverwaltung machte M. Th. große Veränderungen. Die Provinzialkanzleien wurden abgeschafft, und ein höchster Gerichtshof für die letzte Instanz errichtet. Die oberste Leitung des Finanz- und Polizeiwesens wurde gleichfalls einem großen Conseil übertragen. Obgleich M. Th. sich ungern regieren ließ, so setzte sie wegen ihrer Unerfahrenheit doch Mißtrauen in sich selbst und suchte sich durch Berathschlagung mit ihren Ministern, ih-

rem Gemahl und Andern von Allem genaue Kenntniß zu verschaffen; allein wegen der Verschiedenheit der Ansichten zweier ihrer Räthe, Wasner's und Bartenstein's, schwankte sie häufig zwischen den entgegengesetztesten Maßregeln, bis sie endlich dem Grafen, nachmaligen Fürsten v. Kaunitz (s. d.) die oberste Leitung der Staatsangelegenheiten übertrug. Mehrere Uneinigkeiten, welche jetzt zwischen England und Oestreich entstanden, ließen das letztere auf eine Aussöhnung mit Frankreich denken, und M. Th., trotz ihres Stolzes und ihrer strengen Grundsätze, willigte, auf Kaunitz's Anrathen, ein, an die Marquise v. Pompadour sehr verbindlich zu schreiben. Die Maitresse, durch diesen Schritt der größten Monarchin Europas bezaubert, wandte ihren ganzen Einfluß an, die von der letztern gewünschte Verbindung mit Frankreich zu Stande zu bringen; doch scheiterten ihre Bemühungen dieses Mal noch durch die Gegenvorstellungen, welche Friedrichs II. Freunde und Oestreichs Feinde dem Cabinet von Versailles machten. Jetzt (1755) erhob sich zwischen England und Frankreich ein Streit über ihre Besitzungen in Amerika, und Großbritannien foderte von Oestreich Hülfe. Diese wurde verweigert und hierdurch der Grund zur Entzweiung der beiden bis dahin befreundeten Mächte gelegt. Friedrich II. benutzte diesen Zeitpunkt und schloß mit Georg II. (16. Jan. 1756) einen Vertrag, worin sie sich gegenseitig versprachen, den Einmarsch fremder Truppen in Deutschland zu hindern. Unterdessen hatte die Pompadour (1756) eine Veränderung im franz. Ministerium bewirkt, und dies machte eine Annäherung zwischen den Höfen von Wien und Versailles möglich. M. Th. schloß nun (1. Mai) jenes Bündniß mit Frankreich gegen Friedrich d. Gr., welches den siebenjährigen Krieg (s. d. und Friedrich II.) veranlaßte. Nach Beendigung dieses unglücklichen Krieges wurde M. Th.'s Sohn, der Erzherzog Joseph, den 27. März 1764 zum römischen König gewählt,

wodurch die Kaiserin-Königin ihre Familie in dem Besitze der deutschen Kaiserwürde befestigte. Den 18. Aug. 1765 starb ihr Gemahl, Kaiser Franz I., welcher Todesfall sie in tiefen und dauernden Schmerz versetzte. Der nunmehrige Kaiser Joseph II., obzwar von seiner Mutter zum Mitregenten der Erblande erklärt, mischte sich jedoch ebenso wenig, wie sein Vater gethan hatte, in die innere Regierung. Bloß die Leitung des Heerwesens blieb ihm überlassen. M. Th. stiftete und verbesserte die Schulanstalten, Universitäten und Akademien und ließ den Studirenden Preise ertheilen; so belohnte sie auch Diejenigen, die sich um irgend einen Erwerbszweig verdient machten, und wandte besonders ihren Blick auf den Ackerbau, der auf einer Medaille, die sie schlagen ließ, der Ernährer aller Künste genannt wurde. Noch größere Verdienste erwarb sie sich durch Abstellung vieler kirchlichen Mißbräuche. Sie verbot die Gegenwart des Geistlichen bei Testamentsverrichtungen, schaffte das Zufluchtsortrecht der Kirchen und Klöster und die Inquisition zu Mailand ab. Den Jesuiterorden unterdrückte sie und verordnete für beide Geschlechter, daß man erst nach vollendetem 25. Jahre in ein Kloster sich aufnehmen lassen konnte. Die Folter schaffte sie gleichfalls in allen ihren Staaten ab. Scheinbar nur durch Kaunitz überredet, schloß M. Th. (5. Aug. 1772) zu Petersburg mit Rußland und Preußen den Vertrag, Polen zu theilen. Durch diese Theilung erhielt sie Galizien und Lodomerien (1280 QM. mit 2½ Mill. Einw.). Damit sie von weitern Foderungen abstand, mußte ihr die Pforte den 25. Febr. 1777 die Bukowina abtreten. Jetzt befand sich Oestreich in einer glücklichen Lage. Es hatte 260,000 M. Truppen, und die Einnahmen überstiegen die Ausgaben. Darum suchte der staatskluge Choiseul durch die Vermählung des Dauphins mit M. Th.'s Tochter (1770), der nachmals so unglücklichen Königin Marie Antoinette, eine festere Verbindung zwischen Frankreich und

Oestreich zu bewirken, und der wiener Hof hoffte bei Ludwigs XVI. Thronbesteigung wichtigen Einfluß auf das Cabinet von Versailles zu erlangen. Allein Ludwig, so sehr er seine Gemahlin liebte, erlaubte ihr nicht, sich in Staatssachen zu mischen, und vertraute sich dem Grafen v. Maurepas, einem Gegner der östr. Partei, an. Er blieb freilich im Bündniß mit Oestreich, allein ebenso sorgfältig unterhielt er die Freundschaft mit Preußen und dessen Bundesstaaten, denn er fürchtete Josephs weitaussehende Plane. Um diese Zeit veranlaßte der Tod des Kurfürsten von Baiern (30. Dec. 1777) den bairischen Erbfolgekrieg. (s. Teschener Friede.) Oestreich erhielt in demselben das Innviertel; aber sein Einfluß auf Deutschland nahm merklich ab. Nach diesem Frieden suchte der wiener Hof sowol England als Rußland fester ansichzuziehen, um dem Erzherzog Maximilian die Kurwürde von Köln und das Bisthum Münster zu verschaffen, welches auch trotz Friedrichs II. Widerstrebungen endlich gelang. So hatte M. Th. ihren 3 jüngern Söhnen zu der Regierung bedeutender Staaten verholfen: Leopold zum Großherzogthum Toscana; Ferdinand (durch die Vermählung mit der Erbtochter des Herzogs von Modena) zur Erbfolge von diesem Herzogthum, und Maximilian zur Kur- und Bischofswürde von Köln und Münster. Von ihren 6 Töchtern waren die beiden jüngern mit Königen (nämlich von Frankreich und Neapel) vermählt, und das Haus Oestreich, welches 1740 seiner gänzlichen Vernichtung entgegensah, stand jetzt durch die innern Verhältnisse seiner Staaten sowol als durch seine äußern Familien- und andern Verbindungen auf dem höchsten Gipfel der Macht. Den 29. Nov. 1780 starb M. Th. in einem Alter von 63 J. — Als Regentin war sie unermüdet thätig. Als die Stammmutter des erneuerten Hauses Oestreich liebte sie ihre Kinder mit der innigsten Zärtlichkeit; gegen ihre Diener war sie überaus gütig; das Glück ihrer Unterthanen war ihr

höchstes Ziel. Allein nur zu leicht lieh sie Spionen und Angebern ihr Ohr und suchte selbst in die Geheimnisse der Familien einzudringen. Ihre große Frömmigkeit grenzte an Schwärmerei und machte sie unduldsam; daher der verderbliche Preßzwang, die berüchtigte Keuschheitscommission (worüber die »Briefe eines reisenden Franzosen ꝛc.« nachzulesen sind) u. s. w. Sie schrieb selbst 2 — 3 Andachtsbücher, von welchen das eine 1774 (Wien) erschien. Sie überließ sich nicht selten einer Aufwallung von Heftigkeit; doch wußte sie sich bald zu beherrschen. Jung war M. Th. eine der schönsten Frauen ihrer Zeit; im spätern Alter war sie übermäßig stark geworden, wie denn auch 1767 die Blattern und bald darauf ein Sturz mit dem Wagen, der sie beinahe des Gesichts beraubt hätte, durch entstellende Narben ihre Schönheit gänzlich zerstörten. Nach dem Tode ihres Gemahls erschien sie stets in tiefer Trauer und vernachlässigte auch den Putztisch gänzlich. Ueberhaupt verdiente sie als Muster ehelicher Liebe dargestellt zu werden. Von 16 Kindern, die sie dem Kaiser gebar, überlebten sie 10. Der 4 Söhne und der beiden jüngern Töchter haben wir bereits oben erwähnt. Von den 4 ältern war die erste Aebtissin zu Prag und Klagenfurt, die zweite, Marie Christine (der Mutter Liebling), war vermählt an den Herzog Albert v. Sachsen-Teschen, einen Sohn Augusts III., Königs von Polen; die dritte war Aebtissin zu Innsbruck, und die vierte Gemahlin des Herzogs von Parma.

Theriak, eine Arzenei von der Consistenz einer Latwerge oder Salbe, von Andromachus angeblich erfunden und aus fast 70 Arzneimitteln bestehend. Ehemals gebrauchte man ihn häufiger, als jetzt, wider böse Luft, Gift, Pest ꝛc. — Der beste kommt von Venedig; doch bereitet man ihn auch in Apotheken. — Die Theriakologie, Lehre, Kunde von der Gegengift-Bereitung.

Thermen (thermae) hießen bei den Römern Gebäude von

sehr großem Umfange, die zu verschiedenen Leibes- und Geistes-Uebungen, ungefähr wie die Palästra oder das Gymnasium der Griechen, besonders aber zu öffentlichen Bädern bestimmt waren; doch fand man darin auch Säle für Philosophen und Redner, Gemächer und freie Plätze zu Spielen, Bibliotheken ꝛc.

Thermolampe (gr.), ein Wärm- oder Leuchtofen, ein von Lebon erfundener Sparofen, der zu gleicher Zeit heizt, erleuchtet und auch Maschinen in Bewegung setzt. Diese Erfindung, wo der beim Verkohlen des Holzes verfliegende Stoff gesammelt, in Röhren geleitet und dann auf verschiedene Art benutzt wird, indem er durch Entzündung des Wasserstoffgases eine Beleuchtung, durch Verdichtung des während des Verkohlens sich entwickelnden Oels und Harzes eine Art Theer ꝛc. hervorbringt, wurde anfangs mit großem Enthusiasmus aufgenommen; allein man fand denn doch, daß sie wenigstens nicht die große Wichtigkeit habe, die man ihr beilegte, daß sie z. B. nicht größere Zimmer erleuchte, daß die Erleuchtung nur blaß und matt ausfalle ꝛc. Doch hat der Inspector Werner eine vollkommnere Thermolampe aufgestellt.

Thermometer (Thermoskop, gr.), der Wärmemesser, ein Instrument, wodurch man die verschiedenen Grade der Wärme genau bemerken und angeben kann. Es wird nämlich in einer Glaskugel mit enger Röhre ein flüssiger Körper, namentlich Quecksilber, Weingeist, Oel ꝛc. so eingeschlossen, daß ihre Oberfläche steigt oder sich ausdehnt, wenn es wärmer wird, oder fällt, sich zusammenzieht, sobald es kälter wird. Für den ersten Erfinder wird Cornelius Drebbel, ein Landmann zu Alkmar (im 17. Jahrh.) gehalten; Dan. Gabriel Fahrenheit, ein niederländ. Glaskünstler, und Reaumur vervollkommneten es. Die gewöhnlichen Thermometer haben die Reaumur'sche Scala, auf welcher der Stand des Weingeistes oder Quecksilbers bei der

Temperatur des schmelzenden Eises oder Schnees, der Grenze zwischen dem harten und flüssigen Zustande des Wassers, mit Null bezeichnet, und der Raum, durch welchen sich der Weingeist von da bis zur Hitze des siedenden Wassers ausdehnt, in 80 Theile, Grade getheilt wird. Eben diese Graduirung wird unterhalb Null oder dem Gefrierpunkte fortgesetzt, und zeigt die Grade des eigentlichen Frostes an. Die oberen Grade werden durch das Zeichen +, die unteren durch — bezeichnet. Noch muß einer in der neuern Zeit von Oechsle in Pforzheim zu Stande gebrachten Pendeluhr erwähnt werden, die außer dem Stunden= und Minutenzeiger auch sogar zu jeder Stunde die Veränderung der Temperatur nach Reaumur durch Glockenschläge andeutet. Diese Erfindung eines (Metall=) Thermometers nennt der Urheber Schlag=Thermometer.

Thermopylä, wörtlich der Paß oder die Pforte der warmen Quellen oder Bäder, da in der Nähe warme Quellen sind. Dieser Engpaß, der einzige, der aus Thessalien durch das Gebirge Oeta nach Hellas führte, ist berühmt durch den heldenmüthigen Tod des Leonidas (s. d.) und durch das Amphiktyonengericht (s. d.).

Théroigne=de=Méricourt, die sogen. Amazone der Revolution, war in der Nähe von Luxemburg geb. Mit glänzender Schönheit verband sie ein ausgezeichnetes Rednertalent. Sie war es, die am 10. Aug. 1792 Suleau und 5 Andre, die, der Theilnahme an einer falschen Patrouille der Nationalgarde beschuldigt, in Verhaft genommen waren, im Namen des Volkes ermorden ließ. Nach einiger Zeit ging diese Ueberspannung in Geisteszerrüttung über und endigte mit völligem Wahnsinn. Th. ward in das Irrenhaus der Vorstadt St.=Marceau und später nach der Salpetrière gebracht; hier blieb sie bis zu ihrem Ende (1817) in einem dumpfen Hinbrüten, das mit den heftigsten Anfällen von Raserei wechselte.

Thersites, ein Grieche bei dem Belagerungsheere vor Troja, dessen alberne und boshafte Geschwätzigkeit Homer schildert. Er war von Körper äußerst häßlich, schielend, lahm, bucklig und kahlköpfig. Vornehmlich haßte er Achilles, Ulysses und Agamemnon. Er rieth durchaus zur Aufhebung der Belagerung und zur Rückkehr nach Griechenland, und schalt mit Frechheit auf die Heerführer. Er soll späterhin von Achilles getödtet worden sein.

Theseus, einer der größten Heroen der Griechen in der Sagenzeit. Er war der Sohn des Aegeus (s. d.) und der Aethra, einer T. des trözenischen Königs Pittheus, und lebte als König von Attika zur Zeit des Argonautenzuges, an dem er selbst auch Theil nahm, im 13. Jahrh. vor Chr. Schon als Jüngling — so lautete die Sage — bezwang er auf seinem Wege von Trözene, wo er erzogen worden war, nach Athen mehrere thierische und menschliche Ungeheuer, unter Andern den Periphetes, Sinis, Pityokamptes, Skiron, Kerkyon und Prokrustes. In Athen wäre er, unerkannt vom Vater, auf Anstiften seiner Stiefmutter, Medea, durch Gift umgekommen, hätte nicht Aegeus zufällig das Schwert des Sohnes für dasjenige erkannt, welches er selbst in Trözene zurückgelassen hatte. Th. besiegte dann die Pallantiden, welche gegen den König und den neuen Thronerben sich empörten. Er bändigte den ungeheuern marathonischen Stier, der den Bewohnern der Umgegend großen Schaden zufügte. Berühmter noch ist das Abenteuer, das er in Kreta bestand, wo er den Mannstier Minotaurus im Labyrinth erlegte und dadurch die Athenienser von dem Tribut befreite, welchen sie dem Könige Minos (von dem sie einst besiegt worden waren) für dieses Ungeheuer liefern mußten, und der in einer bestimmten Anzahl Jünglinge und Mädchen bestand. Th. erreichte seinen Zweck mit Hülfe Ariadnes, der schönen Tochter des Minos, die den Heldenjüngling liebgewann und ihm einen Zwirnknäuel

gab, vermittelst dessen er sich aus dem Labyrinthe glücklich wieder herausfand. Sie folgte auch dem Geliebten; er verließ sie aber auf der Insel Naxos, oder nach einer andern Sage starb sie daselbst. Seinen Vater fand er nicht mehr am Leben; er hatte sich, als er die schwarze Flagge auf dem Schiffe der Zurückkehrenden wahrnahm, die man vergessen hatte, mit einer weißen zu vertauschen, ins Meer gestürzt. Th. machte sich nun als Regent ebenso berühmt und verdient durch seine Staatseinrichtungen als früher durch seine Heldenthaten. Er gründete die demokratische Verfassung Athens und stiftete das große Volksfest der Panathenäen und die isthmischen Spiele. (s. Attika.) Doch bald zog er, die Regierung gänzlich niederlegend, zu neuen Unternehmungen aus, zum Theil mit Pirithous (s. d.). Er nahm Theil an dem Zuge nach Kolchis, an der Jagd des furchtbaren kalydonischen Ebers, an dem Kampfe der Lapithen und Centauren, und bekämpfte auch die Amazonen am schwarzen Meere, deren Königin, Antiope oder Hippolyte, ihm einen Sohn, den unglücklichen Hippolyt, gebar. Mit Pirithous gemeinschaftlich soll er die Helena entführt, und ebendies mit der Proserpina versucht haben, die nach Einigen ein irdisches Mädchen, die T. eines Königs Aïdoneus, nach A. die Beherrscherin der Unterwelt in eigner Person gewesen sein sollte. Genug, die Entführung mißlang, und Th. kam in den Kerker oder ward in der Unterwelt zurückgehalten, woraus ihn Herakles befreite; daher wir ihn bei Virgil zur Strafe festgebannt im Tartarus sitzen sehen. Den Rest seines Lebens bezeichnete eine Kette von Unglücksfällen. Außer dem tragischen Ende seiner Gemahlin Phädra (s. d.) und seines Sohnes Hippolyt fand er auch bei seiner Rückkehr Athen gegen sich empört; er suchte Hülfe beim König Lykomedes von Skyros, ward aber von diesem ins Meer gestürzt, oder stürzte sich selbst hinein und fand so seinen Tod in den Wellen. Späterhin ward er von den Atheniensern

als Halbgott verehrt und ihm ein prächtiger Tempel erbaut, auch feierte man ihm zu Ehren jährlich ein Volksfest. Man findet ihn und seine Thaten auf mehreren Kunstwerken dargestellt, und epische sowol als tragische Dichter (unter ihnen Euripides, dessen Stück »Theseus« aber verloren ist), wählten sie zum Gegenstande ihrer Poesien.

Thesis (thesis), ein gewisser angenommener Satz; daher **Theses**, gewisse Streitsätze, die zum Gegenstand einer gelehrten Disputation gewählt werden. — In der Oratorie heißt Thesis ein ganz allgemeiner Satz, ohne weitere Anwendung, entgegenges. der Hypothesis, die einen Satz mit näherer Anwendung auf Zeit, Personen, Umstände ꝛc. bezeichnet. Daher auch: in thesi, im Allgemeinen, in der Regel als allgemeiner Satz angenommen. — In der Musik endlich wird Thesis der Niederschlag, oder der volle Takt, mit welchem ein Stück anfängt, genannt (weil nämlich der Anfang des Takts mit dem Niederschlagen der Hand oder des Fußes bezeichnet wird), und ist der Arsis entgegengesetzt oder dem Aufschlage, der aufsteigenden Note.

Thespis, aus einem Flecken bei Athen gebürtig, lebte zur Zeit des Solon, in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. vor Chr., und gilt für den Erfinder der Tragödie, indem er den dithyrambischen Chören der Bacchusfeste einen Zwischensprecher hinzufügte, welcher, während der Chor schwieg, gewöhnlich einen Mythus recitirte. Da er für seine Mühe mit einem Bocke (τραγος) beschenkt wurde, so gab er dadurch auch Gelegenheit zu dem Namen Tragödia. Als Bühne gebrauchte Th. einen Wagen, daher der sprüchwörtliche Ausdruck: Der Karren des Thespis.

Thesmophoren, s. Ceres.

Thessalien, der nördliche Theil des eigentlichen alten Griechenlands, im O. vom thermäischen Meerbusen begrenzt; gegen S. scheidet es der Oeta von Böotien, und der Pindus im W. von Epi=

rus; gegen N. der Olympos von Macedonien. Es war ein fruchtbare romantisches Land, wo Höhen mit schönen und reichen Ebenen wechselten, die von zahlreichen Flüssen durchströmt wurden, unter denen d Peneus, an dessen Ufern das paradiesische Thal Tempe lag, der berühmteste ist. Dieses Land hatte ebenso üppige Saatfelder un Weingärten als Viehweiden; vorzüglich berühmt war die thessalisch Pferdezucht. Die Thessalier galten für die besten Reiter, ja man schrie ihnen die Erfindung der Reitkunst zu. Thessalien scheint mit am frühsten unter allen Theilen Griechenlands bevölkert worden zu sein. Die Aemonen oder Hämonen (von denen das Land auch Hämonie hieß) werden als die ältesten Bewohner genannt. Dann wanderten Pelasger und Hellenen ein; die Letztern unter Deukalion im 16. Jahrhund. vor Chr. Dort wohnten auch die berüchtigten Centauren und die Lapithen, Bergvölker am Olympus und Ossa. Die östliche Erdzunge, die sich weit in das ägäische Meer erstreckt, besteht aus dem Gebirge Pelion, welches die Giganten auf den Ossa thürmten, um den Himmel zu erstürmen. Auf dem Gipfel des Pelion (jetzt Petra) ist eine berühmte Höhle, in welcher der Centaur Chiron, Achill's Lehrer, gewohnt haben soll. Hier erscheinen zuerst in der alten Sage Achäus, Aeolus, Dorus als Stammväter der nach ihnen benannten griech. Völkerschaften, und es bildeten sich nach und nach mehrere kleine Staaten, z. B. der von Jolkos, wo Aeson herrschte, der Vater des Argonautenanführers Jason; ferner Phthia, wo Peleus, Achilles's Vater, über die Myrmidonen herrschte, und Pherä, das sich in spätern Zeiten zu einem mächtigen Reiche erhob. Hier war Admet (Alcestens Gemahl) einst König, zuletzt Alexander der Tyrann. In Anthela bei Thermopylä waren die Herbstversammlungen der griech. Bundesstaaten, der Amphiktyonen. Philipp von Macedonien machte sich zum Herrn von ganz Thessalien, und es blieb unter macedonischer Herr-

chaft, bis es in eine römische Provinz verwandelt wurde. Jetzt macht
s u. d. N. Janiah einen Theil der europäischen Türkei aus. Die
ilten Geographen theilten das Land ein in Thessaliotis, Phthiotis,
Pelasgiotis und Hestiäotis; statt der beiden letztern findet man auch
die Namen Magnesia und Perrhäbia. Die merkwürdigsten Gebirge
Thessaliens sind der Pindus, der Oeta, Ossa, Pelion, und vor allen
der Göttersitz Olympus an der macedonischen Grenze. Unter den
Flüssen sind die berühmtesten außer dem Hauptstrome, dem Peneus
oder Peneios (jetzt Salympria der sich durch das von den Schluchten
des Olymps eingeschlossene Thal Tempe in das Meer ergießt), der
Apidanus, Achelous, Asopus und Spercheios; unter den Städten, au-
ßer den genannten, Hellas, Trachin oder Heraklea, Pharsalus, La-
rissa (s. d.), jetzt die Hauptst. des Landes. Thessalien war das Mut-
terland mehrerer der berühmtesten alten Heroen: Achilles, Jason,
Philoktetes, Patroklus, Pirithous. Auch stand es im Rufe, Zauber-
kräuter in vorzüglicher Menge und Güte hervorzubringen, und die
Thessalierinnen waren durch ihre Zauberkünste vor Andern so berüch-
tigt, daß Thessalis, eine Thessalierin, bisweilen so viel heißt als eine
Zauberin oder Hexe.

Thessalonich (Saloniki, Salonichi oder Selanik, in den äl-
testen Zeiten Therma), eine osmanische Stadt in der Sandschak gl.
N., welche man gewöhnlich zu Makdonia rechnet. In Rücksicht der
Volksmenge ist sie die dritte Stadt und in Rücksicht des Handels die
nächste nach Konstantinopel in den europäischen Besitzungen der Os-
manen. Sie liegt am Ende des durch viele Anschwemmungen in
neuern Zeiten sehr seicht gewordenen thermäischen Meerbusens und an
dem steilen Abhange des Berges Kurtiah, in der Gestalt eines Halb-
zirkels erbaut. Hohe Mauern und Festungswerke umgeben die Stadt,
welche sich vor andern türkischen Städten durch Reinlichkeit auszeich-

net und 70,000 Einw. hat, darunter 10,000 Griechen und 23,000
Juden, welche letztere ungefähr 3 — 4000 Häus. bewohnen. Unter
den Europäern, die sich hier aufhalten, sind mehr Deutsche und Fran
zosen als Engländer. Die Straßen sind enge und ungepflastert; di
Häuser im türkischen Style erbaut. Man findet hier 10 große, meh
rere kleine Moscheen, 9 Bäder, griech. Kirchen, griech. Klöster, ein
kathol. Kirche und eine jüdische hohe Schule, Hora genannt, mit 200
Lehrern, mehr als 1000 Zöglingen von 4 — 40 Jahren und mit vie
len Büchersälen. Die 2 vorzüglichsten Moscheen sind ehemalige de
h. Sophia und dem h. Demetrius geweihte griech. Kirchen. In de
letztern zählt man 360 Säulen, welche das Dach und 2 Galerien tra
gen. Das mit 7 Thürmen versehene Castell liegt von einer Seit
auf einer Anhöhe, von wo man eine entzückende Aussicht auf den gan
zen Meerbusen, die Stadt, die unabsehbaren Ebenen Macedoniens un
die sie durchschlängelnden Flüsse hat. Der größte Theil der zum Ca
stell gehörigen Mauer läuft längs des Meeresufers hin; sie wird jedoc
von dem Hafenthore in der Richtung nach Westen hin unterbrochen
Dort befindet sich ein geräumiger sicherer Hafen, welcher 300 Schiff
fassen kann, und in welchen Schiffe aus allen Häfen der Türkei un
aus vielen christlichen Ländern einlaufen. Die Stadt liefert vielfarbig
Fußteppiche, welche vorzüglich von Juden verfertigt werden und große
Ruf haben, Tuch, Seiden= und Baumwollenwaaren und Saffian
Weit wichtiger aber ist der Handel, denn Th. ist die Hauptniederlag
fast aller Handelswaaren der europäischen Türkei, deutscher und and
europäischer Handelsartikel. Auch wird ein bedeutender Geld= un
Wechselhandel nach Wien und Smyrna getrieben. Getreide, Baum
wolle, Taback und Bauholz sind die Haupterzeugnisse der Provinz un
die vorzüglichsten Ausfuhrartikel der Stadt. 1809 wurden 110,000
Ballen Baumwolle und 1 Mill. Pfund Wolle ausgeführt. De

hiesige District bringt jährl. 30 — 40,000 Ballen Taback, jeder zu 275 Pfd., hervor. Man findet in und außer der Stadt noch viele Alterthümer mit Inschriften. Auf den Ebenen in der Gegend von Th. lag Pella, die alte Hauptst. Macedoniens. Nordwärts von die- 'en Ebenen zieht sich eine hohe Bergkette, jetzt Xerolivado genannt.

Thetis, eine T. des Nereus und der Doris, also eine der Ne- :eiden. Sie unterstützte den Zeus gegen die Titanen, welche ihn bin-)en wollten, und rufte den Briareus. Jupiter und Neptun begehrten 'ie (nach Pindar), wegen ihrer Schönheit, Beide zur Gemahlin, was hnen aber Prometheus oder Themis widerrieth, da der Sohn der Th. ;rößer und mächtiger werden sollte, als sein Vater. Deshalb wurde 'ie von den Göttern dem Peleus, König der Myrmidonen, in Thessa- ien, bestimmt; zwar verwandelte sie sich in tausend Gestalten, um sei- ıen Umarmungen zu entgehen, bis Peleus selbst durch Proteus oder Shiron ebenfalls die Macht sich zu verwandeln empfing und sie sich ihm 'ndlich ergab. Die Hochzeit, durch die Gegenwart aller Götter ver-)errlicht, ward auf dem Berge Pelion gefeiert. Sie gebar dem Pe- eus 7 Kinder, welche sie alle, um sie unsterblich zu machen, während hr Gemahl schlief, ins Feuer legte, damit die Flamme das Sterbliche)erzehren möchte. Aber sie besaßen des himmlischen Stoffes zu we- ıig und kamen alle ums Leben, bis auf den Achilles, den der erwachte Peleus aus den Flammen riß. Ueber diese Störung erzürnt, verließ Th. ihren Gemahl und kehrte zu ihren Schwestern, den Nereiden, zu- :ück. Doch nahm sie an dem Schicksale ihres letzten Sohnes Antheil; 'ie tauchte ihn in den Styx, um ihn unverwundbar zu machen, und 'andte ihn, als Mädchen verkleidet, zum Könige Lykomedes nach Sky- :os, um ihn vor der Theilnahme am trojanischen Kriege zu bewahren. Als Achilles (s. d.) getödtet war, kam Th. mit allen Nereiden ans Gestade und erhob eine so schreckliche Wehklage, daß die Griechen vor

Angst entfliehen wollten; auch hüllte sie seinen Leichnam in göttliche Kleider und gab ihm zu Ehren nach seiner Verbrennung die herrlichsten Leichenspiele. — Nach den alten Kosmogonien war Th. ein Symbol des Wassers, daher auch die Fabel von ihrer Kunst, sich zu verwandeln, weil das Wasser, als Grundelement aller Dinge, alle Gestalten annimmt. Th. war auch die Hauptgottheit des thessalischen Phthiotis, wo Peleus herrschte, und wahrscheinlich wurden, um diesen König zu verherrlichen, alle diese Dichtungen erfunden. Uebrigens muß man sie nicht mit der Göttin Tethys (s. d.) verwechseln.

Theurdank heißt ein deutsches gereimtes Gedicht, welches Melchior Pfinzing, kaiserl. Rath, Propst bei St.-Sebald zu Nürnberg, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. verfaßte, und worin die Thaten und Abenteuer Maximilians I., und besonders seine Werbung um die burgundische Erbtochter, auf allegorische Weise ziemlich steif und trocken verherrlicht werden. Es erschien zuerst Nürnberg 1517, mit vielen Holzschnitten von H. Schäufelin geziert, in Fol. prächtig gedruckt. Burkard Waldis gab es 1553 umgearbeitet heraus. Den Namen Theurdank erhält jener Kaiser deshalb in diesem Gedichte, weil er von Jugend auf seine ganzen Gedanken nur auf theuerliche (d. i. abenteuerliche) Dinge gerichtet hatte. Den Schlüssel zu den in diesem Gedicht versteckt aufgeführten Namen findet man in Sebastian Franke's »Chronik«.

Theurgie (gr.), die vorgebliche Wissenschaft, durch gewisse Handlungen und Ceremonien mit den Göttern und Geistern in nähere Verbindung sich zu setzen und sie zu Hervorbringung übernatürlicher Wirkungen für sich geneigt zu machen. Ein solcher vorgeblicher Wundermann oder Geisterbanner hieß Theurg. Die Magier beschäftigten sich hauptsächlich damit und auch die Aegyptier wollten große Ge-

heimnisse darin besitzen; jene hielten den Zoroaster, diese den Trismegistus für den Urheber.

Thibaut (Anton Friedrich Justus), einer unserer genialsten Schriftsteller und Lehrer des Rechts, vorzüglich des römischen, jetzt großh. badischer Geh. Hofrath und erster Prof. des Rechts zu Heidelberg, ist geb. den 4. Jan. 1774 zu Hameln im Hannöverschen.

Thielmann (Freih. v.), geb. 1765, k. preuß.-General der Cavalerie (seit 1824), Befehlshaber des 8. Armeecorps u. Militairgouverneur der zwischen der Weser und dem Rhein gelegenen preuß. westfälischen Provinzen, stammte aus einer bürgerlichen Familie zu Münster. Sein Vater hatte in Sachsen ein angesehenes Amt. Talentvoll und wissenschaftlich gebildet, folgte er seiner Neigung zum Militairstande. Bei Errichtung des sächs. Husarenregiments (1791) erhielt er eine Lieutenantsstelle, und der erste franz. Revolutionskrieg gab ihm Gelegenheit sich auszuzeichnen. Er wurde Rittmeister (1798) und erhielt den sächsischen Heinrichsorden. Nach dem Frieden lebte Th. in Thüringen im Umgange trefflicher Männer und wendete sich wieder den Wissenschaften zu. 1809 suchte er als Generalmajor mit einer Truppe von 2000 Mann und weniger Cavalerie u. Artillerie Dresden und Sachsen gegen die eingedrungenen Oesterreicher zu behaupten. Der König von Sachsen erhob ihn in den Freiherrnstand; als er späterhin erfuhr, welche Partei der König nach der lützner Schlacht ergriffen, sah er keinen andern Ausweg vor sich, als Torgau, das letzte Unterpfand, welches er von seinem Herrn empfangen, gewissenhaft zurückzustellen, seine Dienste niederzulegen, und in die der Russen, später in preußische zu treten. Er starb zu Koblenz d. 10. Oct. 1824.

Thiemo (Thyemo), der heil, aus einem gräfl. Geschlecht im 11. Jahrh. entsprossen, wurde Abt zu St.-Peter in Salzburg und im

J. 1088 Erzbischof daselbst. Er starb in Palästina den Märtyrertod und ward kanonisirt. Th. war ein trefflicher Bildhauer und soll die Kunst, Statuen aus Gyps zu gießen, verstanden haben.

Thierdienst, Verehrung der Thiere, beruht darauf, daß dem Menschen in der thierischen Natur etwas Uebermenschliches, Wunderbares, eine ihn berührende wohlthätige oder verderbende Kraft der Natur erscheint. Dies finden wir bestätigt durch den Thierdienst der Aegypter, welcher ganz local und der Culturstufe dieses Volks angemessen war. Viele Thierarten durften nicht getödtet werden, und einzelne wurden als Stellvertreter der Götter in Tempeln verehrt u. einbalsamirt. Bei höherer Bildung wurden die Thiere als Symbole des Göttlichen und der Gottheiten angesehen; daher auch die Götter mit Thierköpfen, z. B. Anubis mit dem Hundekopfe. Endlich verbanden die Priester der Aegypter auch wohl astronomische Vorstellungen mit diesen Symbolen. Der Thierdienst aber herrscht, so lange der Mensch vornehmlich von der Natur und deren Kräften sich noch abhängig fühlt und in den wunderbaren Wirkungen des Instinkts das Gesetz der Naturnothwendigkeit walten sieht.

Thierisches Leben unterscheidet sich von dem Pflanzenleben dadurch, daß es einen höhern Grad von Freiheit, Selbstthätigkeit und Selbständigkeit erreicht hat. Die sichtbaren Bewegungen der Pflanzen hängen von dem Winde und andern Außendingen ab, das Thier hingegen bewegt sich in größerer Freiheit, aus innerm Triebe; die Pflanze ist an den Boden gefesselt, das Thier verändert seinen Standort nach Belieben. Das Pflanzenleben wirkt nur auf Bildung von Stoffen hin; diese Lebensrichtung findet sich in den Thieren zwar auch, aber auf diesem Boden sprossen neue und dem Thiere eigenthümliche Blüten empor: das Eingreifen in die äußere Welt, das mit Willkür geschieht, und das ideelle Aufnehmen der äußern Welt in das

eigne Wesen, in den Sinnen, und das sich selbst Erheben über die äußere Welt in den psychischen Thätigkeiten, die erst im Menschen sich völlig entwickeln. So geschieht es, daß sowohl der Stoff als auch die Function im Thiere sich anders gestalten als in der Pflanze.

Thierische Verrichtungen sind diejenigen, die dem Thiere eigenthümlich vor den Pflanzen zukommen, und als solche werden schon von Galen, der in der Eintheilung der physiologischen Gegenstände eine Klasse von Verrichtungen mit der Bezeichnung functiones animales aufführt, die Bewegung und Empfindung aufgestellt. Oder, wie sich die neuere physiologische Sprache ausdrückt, die Verrichtungen (Functionen), die zur Irritabilität und Sensibilität gehören, sind es, die dem Thiere eigenthümlich zukommen.

Thierische Wärme ist die Eigenschaft des thierischen Körpers, einen gewissen Wärmegrad unabhängig von der Temperatur des denselben umgebenden Mediums zu behaupten.

Thiersch (Friedrich Wilhelm), geb. d. 17. Jun. 1784 zu Kirchscheidungen bei Freiburg an der Unstrut in Thüringen, besuchte die naumburger Stadtschule, und von 1798—1804 Schulpforte, wo er sich, namentlich unter Lange und Ilgen, dem Studium der Alten mit Eifer und Erfolg widmete. In Leipzig, wo er seine akademische Laufbahn als Theolog größtentheils in Privatstudien zurücklegte, zog das classische Alterthum ihn durch Hermann's Vorträge und Schäfer's Leitung und Unterstützung so sehr an, daß er, nachdem er 1807 sein theologisches Examen in Dresden bestanden hatte, der Einladung zweier Liefländer nach Göttingen folgte und dort unter Heyne seine philologischen Arbeiten fortsetzte. Die göttinger philos. Facultät ernannte ihn 1809 zum Doctor, und nachdem er sich durch eine Abhandlung über Plato's Gastmahl zu akademischen Vorträgen habilitirt hatte, zum Assessor in der Facultät. Um diese Zeit berief Nietham=

mer, durch Ilgen auf ihn aufmerksam gemacht, ihn zum Professor des neueingerichteten Gymnasiums nach München. Er gründete hier das philologische Institut zur Bildung von Lehrern für die gelehrten Schulen Baierns, ein Institut, welches 1812 vom Staate übernommen und mit der Akademie in Verbindung gesetzt wurde. Seit 1812 beschäftigten ihn archäologische Studien, veranlaßt durch innern Drang, wie durch die äußere Veranlassung von Vorlesungen, anhaltend. Er reiste 1813 nach Paris, damals noch dem Museum der Welt, und fand an Visconti einen gefälligen Leiter. Die Katastrophen des Krieges trieben ihn aus Paris, aber ebendieselben führten ihn 1814 dahin zurück, bevollmächtigt zur Reclamation der aus Baiern geraubten Kunstschätze. Napoleons Rückkehr von Elba brach dies Geschäft ab, welches Th. bei seinem dritten Aufenthalte in der franz. Hauptstadt so schnell beendigte, daß ihm noch Zeit zu einem Ausfluge nach England blieb, wo ihn in London das Museum und die Elginschen Marmors am meisten beschäftigten. Eine Reise durch Italien 1822 u. 1823 krönte seine archäologischen Streifereien, deren Früchte er in den Abhandlungen über die Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen, unter den Schriften der Akademie und in der Reisebeschreibung, die seit 1826 erschienen ist, niedergelegt hat. – Während des deutschen Befreiungskrieges war Th. bei den militairischen Uebungen der studirenden Jugend sehr thätig, nachdem man seine eigene Theilnahme an dem Kampfe nicht angenommen hatte. Auch zur Wiedergeburt Griechenlands hat er eifrig beigetragen. Er arbeitete schon seit 1812 an einer wissenschaftlichen Verknüpfung Griechenlands mit Deutschland, durch die münchner Akademie. Wie groß und allgemein die Achtung, Liebe und Dankbarkeit der Griechen für ihn war, erfuhr er am deutlichsten durch den Empfang, welcher ihm 1814 in Wien während des Congresses von den bedeutendsten Männern der Nation

zu Theil wurde. Als der Aufstand in der Moldau und Walachei, vielleicht zu früh und gewiß zu einer ungünstigen Zeit eingreifend in den langsamen, aber sichern Gang geistiger Entknechtung, das Signal zur Befreiung Griechenlands gab, da wollte Th. durch Errichtung einer deutschen Legion der Bundesgenosse jenes großen Kampfes werden. Aber seine staatsbürgerlichen Pflichten hinderten die Ausführung dieses Planes. 1830 ging er durch Italien nach Griechenland und arbeitete (1831), nach Capodistria's Ermordung, daran, den Prinzen Otto von Baiern, zweitem Sohn des Königs, auf den griechischen Thron zu setzen.

Thierstücke sind malerische Darstellungen des Thiercharakters an verschiedenen Classen der Thiere, und zwar solche, in welchen das Thier nicht als untergeordneter Gegenstand, sondern als Hauptgegenstand vorkommt, z. B. weidende Heerden. Der Thiercharakter kann in Ruhe und Bewegung dargestellt werden, ja er kann in beiden Fällen selbst wiederum der Allegorie dienen, wenn menschliche Handlungen, wie in der Aesopischen Fabel, dadurch versinnlicht werden. Bei der Thiermalerei überhaupt sind nicht nur Bildung, sondern auch charakteristische Stellung, Bewegung und die in dem Thiere vorherrschenden Triebe, Begierden und Neigungen wichtig. Diese besonders an wilden Thieren beobachten zu können. hat der Maler selten Gelegenheit, daher muß auch in diesem Gebiete die Einbildungskraft unterstützend wirken. Die größten Thierstücke sind meist die Darstellungen von Thierkämpfen und Jagden, welche aber, wenn sie ein wahres Wohlgefallen erregen sollen, nicht das gemarterte Thier, sondern nur das Thier in seinen natürlichen Kraftäußerungen darstellen müssen. In solchen Stücken waren Rubens und Martin de Vos, und noch mehr Franz Sneyders ausgezeichnet. In Darstellung des

Thiercharakters im ruhigen Zustande sind die Roos, Weenix und Andere berühmt.

Thisbe, ein junges Mädchen zu Babylon, hatte mit Pyramus ein zärtliches Einverständniß, das aber von den Eltern, die einander Todfeinde waren, nicht begünstigt wurde. Als Nachbarskinder konnten sie sich nur durch einen Riß in der Mauer sprechen. Einst verabredeten sie, sich des Nachts vor der Stadt beim Grabe des Ninus zu treffen. Thisbe, früher zugegen, sah einen Löwen aus dem Walde kommen, flüchtete sich in eine Höhle, verlor aber ihren Schleier, den das Thier mit blutenden Klauen zerriß. Pyramus kam, sah den Schleier, und in dem Wahne, daß seine Geliebte von dem Thiere zerrissen worden, stürzte er sich aus Verzweiflung in sein Schwert. Bald kam Thisbe hervor, sah ihren Geliebten entseelt und stürzte sich in dasselbe Schwert. Die Fabel sagt noch, daß das Blut beider Liebenden die bisher weiß gewesene Frucht des Maulbeerbaums in roth verwandelt habe.

Thomas von Aquino, einer der berühmtesten Scholastiker, 1227 geb. auf dem Schlosse Roccasicca im Neapolitanischen. Vom Studiren aufs strengste durch seine Eltern abgehalten, ließ er sich doch nicht abbringen, floh nach Rom, Paris ꝛc., ward zu Köln Schüler des berühmten Albertus Magnus, mit dem er nachher nach Paris ging und hier 1255 Doctor und Lehrer der Theologie ward, bis er sich endlich zu Neapel niederließ. Vom Papste Gregor X. aufs Concilium zu Lyon berufen, starb er unterwegs 1274. Im Jahre 1323 wurde er unter die Heiligen versetzt; sein Ansehn war bei der römischen Kirche außerordentlich, und man nannte ihn gewöhnlich den Engel der Schulen oder den Adler der Theologen ꝛc. Unter anderen Meinungen hatte er auch die, daß die Jungfrau Maria in Sünden empfangen und geboren worden; sowie auch die Lehre von der Präde-

stination, daher auch seine Anhänger in diesen Lehrsätzen **Thomisten** genannt werden.

Thomas a Kempis, d. i. von Kempen oder Kampen, einer kleinen Stadt im Erzstift Köln, wo er 1388 geb. war. (Nach A. war Kampen in Oberyssel sein Geburtsort.) Sein Geschlechtsname war Hamerken oder Hämmerlein (Malleolus). Früh von seinen armen Eltern dem Kirchendienst bestimmt, kam er nach Deventer, wo sich besonders Florentius (Prior eines Klosters regulirter Kanoniker) durch Unterricht, Unterstützung und Beispiel verdient um ihn machte. So zur Frömmigkeit geleitet, widmete der empfängliche Jüngling sich mit aller Strenge den klösterlichen Uebungen. Dabei lag er mit unermüdlichem Fleiße den theologischen Studien, besonders aber dem Lesen der Bibel ob. Mit entschiedener Neigung zum Klosterleben begab er sich, 20 J. alt, in das Kloster der Augustiner-Chorherren auf dem Berge der heil. Agnes, nahe bei Zwoll, wo er nach 5jähriger Prüfungszeit das Gelübde leistete. Als ein Mann von echt-apostolischem Sinn und reinchristlichem Wandel, der an die ehrwürdigen Altväter der frühesten christlichen Zeiten erinnerte, übte er auch jenes echte Christenthum, das sein Mund und seine Werke verkündigten, und starb als Superior seines Klosters 1471 in hohem Alter, dessen Schwächen er nicht empfunden hatte. Seine Werke, von denen noch einige ungedruckt sind, erschienen zuerst 1494 (Fol.). Die beste, aber nicht ganz vollständige Ausg. besorgte der Jesuit Sommel (1600, 4.). Die gedruckten Schriften, sämmtlich in lat. Sprache, bestehen in Predigten, Anreden, Ermahnungen und in andern ascetischen Abhandlungen, ferner in Liedern, Gebeten und einigen Biographien. Seinen »Selbstgesprächen der Seele« (»Soliloquia animae«), seinem »Rosengarten« (»Hortulus rosarum«), sowie seinen Predigten hat man zu allen Zeiten neben den Werken Tauler's und

anderer sogenannten Mystiker einen ehrenvollen Platz eingeräumt. In der That gehört er zu Denen, die ebenso tief in der Anschauung der göttlichen Dinge und in Selbstbeschauung sich zu versenken, als für das lebendige und thätige Christenthum, als Sache des ganzen Lebens, sich und Andere zu begeistern vermögen. Vor allen ragen unter seinen Schriften die 4 Bücher von der Nachfolge Christi (»De imitatione Christi libri IV«) hervor, die in alle Sprachen übersetzt worden, und in mehr als 1000 verschiedenen Ausg. vorhanden sind. Den hohen Werth dieses Werks hat schon Luther gepriesen, und auch Männer wie Leibnitz und Haller haben ihn anerkannt. Es dringt so wahr und kräftig auf das rechte Christenthum, daß es auch jetzt von den Gliedern aller Kirchenparteien mit gleichem Nutzen gelesen werden kann. Die neuesten deutschen Uebersetzungen sind von Seiler und Köthe. Der zwischen den Benedictinern und Augustinern geführte Streit über den wahren Verf. dieses Werkes bedarf hier keiner weitern Anführung, wiewohl zuzugeben ist, daß Thomas a Kempis wahrscheinlich ältere Werke dabei benutzt hat. (Nach Grégori ist Gerson der Verfasser.)

Thomas (Antoine Leonard), franz. Schriftsteller, geb. zu Clermont in Auvergne 1732, war zuletzt Secretair des Herzogs von Orleans und starb zu Chateau d'Oullins 1785. Er war ein edler, großmüthiger Mann. Am bekanntesten sind seine Lobreden auf große Männer, wofür er zu mehreren Malen den Preis von der Akademie zu Paris erhielt.

Thomaschristen, eine christliche Secte im Morgenlande, zu den Nestorianern gehörig, sie dulden keine Bilder, verehren aber die Kreuze und haben drei Sacramente, die Taufe, das Abendmahl und die Priesterweihe. Sie stehen unter einem nestorianischen Patriarchen.

Thomasius (Christian), geb. zu Leipzig 1655, der Sohn

ines Prof. der Beredtsamkeit, machte er die Rechtsgelahrtheit zu s. Hauptstudium, ging 1675 nach Frankfurt a. d. O., ward 1679 Doctor der Rechte und kehrte von einer Reise nach Holland in seine Vaterstadt zurück. Als Docent erlangte er großen Beifall, erregte urch mehrere Abhandlungen (z. B. über Vielweiberei) großes Erstaunen, noch mehr dadurch, daß er (1688) ein deutsches Programm n's schwarze Brett anschlug, zog sich aber durch seine Freimüthigkeit ind Offenheit viel Feinde zu, ja man beschuldigte ihn gar der Atheierei und des Majestätsverbrechens. Dem persönlichen Arrest entzog r sich noch dadurch, daß er er nach Berlin ging und hierauf die Erlaubniß erhielt, sich in Halle niederzulassen und hier Vorlesungen zu alten. Diese fing er 1690 an und ward Ursache, daß die Universiät hierher gelegt und (1694) feierlich eingeweiht wurde. Auch hier atte der große Mann viel zu bekämpfen, indessen hinderte ihn nichts i seinem Streben; und er hatte die große Genugthuung, daß er 1709 ach Leipzig, dem Orte seiner großen Verfolgung, den Ruf als Ordiarius erhielt, den er aber ausschlug. Er starb 1728, denkwürdig ls großer Beförderer wahrer Aufklärung und als Gegner verderblicher Mißbräuche und Vorurtheile. Trotz der Fehler, die man ihm zur ast legt, namentlich des Hanges, Alles zu bespötteln, gehört er doch nstreitig zu den wichtigen Reformatoren in den philosoph. sowohl, als nderen Wissenschaften. Die deutsche Sprache erhob er zuerst auf en akademischen Lehrstuhl und als Rechtsgelehrter, aller übrigen Verenste zu geschweigen, hat er das große Verdienst um die Menschheit, e Unzulässigkeit der Tortur zur Sprache gebracht, und die ersten Schritte zur Abschaffung der Hexenprocesse gethan zu haben.

Thomisten, s. Thomas von Aquino und Scholastiker.

Thomson (Jakob), der berühmte schottische Dichter, geb. zu dnon 1700. Der Sohn eines Geistlichen, mußte er zu Edinburg

Theologie studiren und diente, wegen seiner Blödigkeit, den Andere mehr zum Gespötte, als er auf einmal, von Hamilton zum Redne bei einer Stiftungsfeierlichkeit gewählt, durch eine der trefflichsten Re den »über die Macht Gottes« Alles in Erstaunen setzte und nun, di Theologie verlassend, nach London ging und seinen Dichterruf bal durch das erste Gedicht »der Winter« begründete. Bald bearbeitet er auch die übrigen *Jahreszeiten, und in der Folge beim Kanzler Tal* bot als Hofmeister und dann als Privatsecretair angestellt, war sei gemächliches Auskommen gegründet. Von 1730 fing er auch an dramatischer Dichter zu werden; er schrieb »Sophonisbe,« »Agamem non« u. m., doch blieb »Tancred« und »Sigismunde« (1745) sei vorzüglichstes Stück. Er starb 1748 noch zu früh für seine Freund sowohl, als für Kunst und Wissenschaft. Gewiß haben ihn sein »Jahreszeiten« (the Seasons) seinem Vaterlande, wie dem Auslande unvergeßlich gemacht. Unter den vielen Uebersetzungen dieser seine Jahreszeiten verdienen die von Ludwig Schubart (zweite Ausg. Berl 1796), die von J. P. und J. Horn (*Halle* 1800 und 1805) un die von Soltau, 1823, vorzüglich Erwähnung. Seine »Hymnen« hat Kosegarten (6. B. der lyrischen Dichtungen) sehr glücklich ins Deutsche übertragen.

Thon, eine sehr verbreitete Erdart, meist von grauer, abe auch anderer Farbe, und die sich mehr oder minder fettig anfühlt, da Wasser begierig einsaugt, durch das Brennen hart wird u. bei starken Kalk- und Eisengehalt in heftiger Glut schmilzt. Die Bestandtheil sind Kieselerde, Thonerde, Wasser und in der Regel auch etwas Kalk Eisenoxyd und Spuren salzsaurer Verbindung. (Vgl. Töpferkunst.

Thor, Thoran, Thonar, Theuth, Tir, d. d. *alten* Gothen und Deutschen das, was bei den Römern Jupiter, der Don nergott. Mit Krone, Scepter, zwölf Sterne um sich, auf einer Küst

itzend, mit langem Rock und Gürtel, zu seiner Seite noch zwei Göt-
ter, wird er abgebildet. Man schrieb ihm Donner und Blitz zu, bei
ihm wurde auch geschworen. Der Donnerstag (Thorstag) wird von
ihm benannt.

Thora, s. Tora.

Thorkelin (Grim Johnsen), geb. auf Island den 8. Oct.
1752, der Veteran der skandinavischen Literatur im Norden, gegen-
wärtig geheimer Archivar des Königs, Etatsrath und Ritter des Da-
nebrogs. Zum Behuf des Alterthumsstudiums machte er 1786 eine
Reise nach England, Irland und Schottland, und wurde 1788 Doc-
tor Juris auf der Universität in St.-Andrews.

Thorlacius (Skule u. Birger, Vater u. Sohn). Skule
Thordsen Th., geb. auf Island 1741, starb als gewesener Rector
der lat. Schule zu Kopenhagen, mit dem Charakter und Range eines
Justizrathes, 1815. Außer seinem Antheile an der Herausgabe der
»Heimskringla,« seiner Vorrede zum 1. Th. der sämundinischen
Edda« und einigen kleinen Aufsätzen über Thor, über ein paar Ru-
nensteine u. s. w., bleibt er dem nordischen Philologen, Alterthums-
forscher und Literator unentbehrlich durch seine musterhaften »Anti-
quitatum borealium observationes miscellaneae, Spec. I—VII«
Kopenh. 1778—99), wovon das 4., »Borealium veterum ma-
trimonia cum Romanorum institutis collata,« auch besonders er-
schien (Kopenh. 1785). Hauptsächlich wird ihm jeder kritische For-
scher der alten poetischen und mythischen Denkmale für seine gründ-
lichen Commentare über die »Hákonar-Quida,« den »Grotta-
savngr,« »Havstlavng,« die »Thòrsdràpa« u. s. w., für immer
dankbar sein. — Birger (dän. Börge) Th., geb. zu Colding den 1.
Mai 1775, Dr. und Prof. der Theologie zu Kopenhagen, k. Etats-
rath und Ritter des Danebrogs. Seine »Libri Sibyllistarum,«

seine »Populaire Aufsätze, das griechische, römische und nordische Alterthum betreffend,« und seine dän. Uebers. der alten Saga von den Normann Thorgils, sind auch in Deutschland rühmlich bekannt. Hohes Verdienst um die altnordische Literatur aber hat er sich hauptsächlich dadurch erworben, daß durch seine Liberalität die Herausgabe des 2. Thls. der sämundinischen »Edda« nach 30 Jahren endlich möglich geworden ist, und daß man ihm auch die in gleichem Gehalte bearbeitete Fortsetzung der »Heimskringla,« d. h. die Herausg. des 4. und 5. Thls. (1813 und 1818; der 3. erschien schon 1783), ebenfalls nach einem Verlauf von 30 und mehreren Jahren, zu verdanken hat.

Thorn, eine Stadt in dem marienwerderschen Regierungsbezirke der preuß. Provinz Westpreußen, an dem rechten Ufer der Weichsel, über welche eine 2500 Fuß lange hölzerne Brücke führt, ist jetzt befestigt, besteht aus der durch Mauern und Graben getrennten Alt- und Neustadt, und hat 5 Kirchen, 3 Klöster, ein lutherisches Gymnasium, eine kathol. Schule, 1070 Häus., und mit dem Militair 9000 Einw. In der Johanneskirche ist das Denkmal des 1473 hier geborenen Astronomen Kopernicus. Die Stadt treibt starken Getreide- und Holzhandel, und ihre Pfefferkuchen, sowie die Seife und Steckrüben sind hinlänglich bekannt. 1724 erregte ein tragischer Vorfall zu Thorn großes Aufsehen. Geringe Streitigkeiten, welche die dasigen Jesuitenschüler mit Schülern des lutherischen Gymnasiums bei Gelegenheit einer Procession am 16. Jul. anfingen, verursachten größere Unruhen unter den Einwohnern, wobei der lutherische Pöbel sich Ausschweifungen erlaubte, die von der polnischen Regierung nach einem ganz ungesetzmäßigen Verfahren, welches vorzüglich der Jesuit Wolanski als Kläger im Namen seiner Gesellschaft leitete, mit der größten Härte bestraft wurden. Der Präsident der Stadt, Johann

Gottfr. Rösner, nebst 11 Bürgern, wurden am 7. Dec. 1724 enthauptet und ihre Güter eingezogen. S. Dr. Henke's »Kirchengesch. des 18. Jahrh.« (1. Th., 1802) und »Das betrübte Thorn,« Erzählung von Ewald (Leipz. 1826, 2 Th.). Die Bürgen des olivaschen Friedens, besonders der König von Preußen, verwendeten zwar ihre Vermittelung zum Besten der äußerst bedrückten Stadt, aber wichtigere Vorfälle, die zu eben der Zeit sich im Norden ereigneten, waren Ursache, daß Thorn seinem Schicksal überlassen blieb.

Thorwaldsen (Albert), seit 1826 Präsident der römischen Akademie der schönen Künste St.-Lucas, einer der berühmtesten Bildhauer unserer Zeit, geb. um 1772 in Kopenhagen, lebt seit 30 Jahren in Rom. Gegenwärtig verfertigt er keine Büsten mehr, obgleich ihm das Stück mit mehreren hundert Speciesthalern bezahlt ward. Unter Andern hat er kürzlich die Candelabern aus dem Tempel des Zeus zu Athen, nach Pausanias's Beschreibung, gearbeitet. Seine Arbeiten werden häufig von Künstlern in Rom in Kupfer gestochen und in Gemmen nachgebildet. Man vgl. F. B. Lahde 12 Statuen und Basreliefs nach Th., mit Epigrammen nach Art der Griechen, von Oehlenschläger. In Rom hat man ihm zu Ehren eine Münze mit seinem Bildniß geschlagen. 1819 reiste er in sein Vaterland u. 1820 zurück nach Rom über Dresden, Warschau und Wien. Ueberall ward er auf das ehrenvollste empfangen. Alexander u. Franz I., Polen und Schweizer trugen ihm die Entscheidung über öffentliche Denkmäler, und zum Theil deren Ausführung auf. Für Warschau arbeitete er die Reiterstatue Poniatowski's. Auch hat er das Grabmonument Pius's VII. und die Büste Consalvi's gearbeitet.

Thot, Thouth, Taout oder Theuth, eine uralte, räthselhafte Gottheit der Aegypter; zugleich eine Hieroglyphe, womit sie den Anfang des astronomischen Jahrs bezeichneten. Nach ihnen

war er der Urheber des astronomischen Jahres, und der Ordner der Gestirne und ihres Laufes. Ihm schrieb man auch wohl die Erfindung der Schrift und der ägyptischen Wissenschaft überhaupt zu; daher seine Aehnlichkeit mit dem griech. Hermes und römischen Merkur, mit dem ihn Cicero (»**De nat. deorum**« **III**, 22) zusammenstellt. Man bildete ihn als Greis mit Mantel und Heroldstab, an seiner Seite eine Ibis, auf der Hand das Bild des Kneph; oder auch als bärtigen Mann, mit Blumen und Diadem das Haupt geschmückt.

Thou (Jacques Auguste de), lat. Thuanus, ein berühmter franz. Geschichtschreiber, geb. zu Paris 1553. Anfangs, als der jüngste seines Hauses, zum geistlichen Stande bestimmt, doch nachher denselben wieder verlassend, ward er, nachdem man ihn seiner frühzeitigen Einsichten wegen schon zu mehreren wichtigen Geschäften gebraucht hatte, 1584 zum Requetenmeister und nachher von Heinrich III., dem er ganz anhing, zum Staatsrathe ernannt. Nach des Letztern Tode von Heinrich IV. zum Oberbibliothekar bestellt, wurde er zumehreren wichtigen Staatsgeschäften gezogen, wie er denn auch an der Abfassung des Edicts von Nantes Antheil hatte. Bei der berühmten Unterredung zwischen dem Bischof dû Perron und dû Plessis Mornay war er einer von den kathol. Commissarien, und an der Reformation der Universität zu Paris nahm er den eifrigsten Antheil. 1601 zum weltlichen Protector des Franciscaner-Ordens durchs ganze Königreich erwählt, bei der Vormundschaft der Königin Marie von Medicis einer der General-Directoren des Finanzwesens, Abgeordneter bei der Conferenz zu Loudûn (1616) benahm er sich überall mit so viel Klugheit, daß er der Cato seiner Zeit genannt wurde. So starb er, ganz seinen Pflichten als Bürger, als Gelehrter, als Minister getreu, in seinem 64. Jahre 1617. Trotz seiner so häufigen Geschäfte schrieb er dennoch die Geschichte seiner Zeit in 138 Büchern in latein.

Sprache (die beste und schönste Ausgabe davon ist die durch Thomas Carte zu London 1733 in 7 Fol.-Bänden), die sowohl in Rücksicht der Schreibart, als auch besonders wegen der ruhmwürdigen Unparteilichkeit und Freimüthigkeit, mit welcher er sich über die Päpste, die Geistlichkeit rc. äußert, ein Muster in ihrer Art genannt zu werden verdient. Auch als guter lateinischer Dichter that er sich hervor und schrieb noch über sein Leben Commentare, worin er sich gegen die Verunglimpfungen mehrerer Personen vertheidigt.

Thouin (André), geb. 1747 zu Paris im Jardin de plantes, wo sein Vater die Stelle eines Obergärtners bekleidete. Als er, 17 Jahr alt, seinen Vater verlor, trugen die Minister wegen seiner Jugend Bedenken, ihm den erledigten Posten anzuvertrauen; aber Buffon und Jussieu verbürgten sich für ihn, und er ward Nachfolger s. Vaters. Unzählbar sind die nützlichen Gewächse, womit er ganz Europa bereicherte; jährlich wurden von ihm gegen 80,000 Säckchen mit Samenkörnern an franz. Gärtner und Landwirthe ausgetheilt, 20,000 an verschiedene europäische Regenten und 12,000 nach den Colonien geschickt. Auch versendete er eine große Menge an Pfropfreisern, welche in den Wäldern Frankreichs die Bäume fremder Welttheile einheimisch machten. Bis zu seinem Ende (27. Oct. 1824) bewahrte Th. jene Einfalt und Unschuld der Sitten, welche schon sein Freund Rousseau an ihm bewunderte. Er floh die pariser Gesellschaften und lebte ganz seinen Bäumen und Blumen.

Thrasybul, ein wegen seiner Tapferkeit sowohl, als wegen seines Edelmuthes berühmter atheniensischer General, der, obgleich er die Spartaner mehrere Male besiegt hatte, dennoch von den eingesetzten dreißig Tyrannen in's Exil verwiesen, eine Zahl vertriebener Bürger sammelte, und nach mehreren Angriffen jene endlich doch zwang, Athen zu verlassen; dann aber, ganz als großmüthiger Mann, ein all-

gemeines Gesetz der Vergessenheit bekannt machte. Bei einem neuen Kriege mit Lacedämon wurde er bei einer Landung verrätherischer Weise ermordet. Die Athenienser wußten sich seinen Körper zu verschaffen und errichteten ihm ein Denkmal.

Thrazien (Thrake). Dieser Name bezeichnet bald in den ältesten Zeiten das ganze Nordland, über Macedonien hinaus, dessen Grenzen man nicht kannte, und das man sich gewöhnlich als ein rauhes Bergland dachte, bald nannte man so, besonders in spätern Zeiten, in einer engeren Bedeutung, den Landstrich oberhalb Macedonien, welcher östlich an das schwarze, südlich an das ägäische Meer und den Propontis grenzte und nordwärts bis an Mösien und das Gebirge Hämus reichte. Das Land war allerdings ursprünglich, ehe es angebaut wurde, zum Theil rauh, und die ältesten Bewohner, die Thrazier oder Thraker (unter ihnen die Geten) ein wildes, kriegerisches Volk; daher versetzte man dorthin den Boreas, und hielt es für ein dem Mars oder Ares geweihtes Land. Indeß siedelten sich schon in alter Zeit Griechen dort an, und es mangelte dem Lande nicht an fruchtbaren Getreidefluren und fetten Weiden; es besaß reiche Metallgruben, auch Gold und Silber, und die thrazischen Rosse und Reiter wetteiferten an Ruhm mit den thessalischen. Als thrazische Gebirge sind vor andern zu merken, außer dem Hämus an der Grenze, das rhodopeische und pangäische. Unter den Strömen ist der größte und berühmteste der Hebrus, jetzt Mariza. Einige merkwürdige Orte dieses Landes sind: Abdera, berüchtigt wegen der albernen Streiche seiner Einwohner, aber zugleich die Vaterstadt der berühmten Philosophen Demokritos und Protagoras; ferner Sestos am Hellespont, berühmt durch Hero's und Leander's Liebe, und vorzüglich Byzanz, auf der Halbinsel am Meer, das jetzige Konstantinopel. Das ganze Land, als ein Theil des türkischen Reichs, heißt jetzt Rum-Ili

oder Romanien; in den ältern Zeiten war es theils mehreren Herrschern unterworfen, theils mit Macedonien verbunden, dann römische Provinz. Daß in Thrazien auch früh die Kunst der Musik und des Gesanges geübt wurde, deutet uns die Sage von dem alten thrazischen Barden Orpheus an; und wenn es wahr ist, was einige alte Schriftsteller sagen, daß die Griechen manche ihrer religiösen Vorstellungen und Gebräuche von den Thraziern bekommen hätten, so ließe sich daraus schließen, daß die alten Bewohner dieses Landes nicht durchaus so roh gewesen sind, als sie hier und da bei den Alten erscheinen.

Threnodie ist ein Trauer- oder Klagegesang, und daher nicht mit Elegie zu verwechseln, welche letztere eine poetische, meistens beschreibende Darstellung gemischter Empfindungen ist, die schon ihrer Natur nach sanft und gemäßigt sind. Die Threnodie kann der lyrische Ausdruck des heftigsten Schmerzes, des Jammers und der Verzweiflung ohne Beimischung irgend einer wohlthuenden Empfindung sein.

Thrym (nord. Myth.), ein Riese, der dem Gott Thor seinen Hammer stahl und ihn bloß gegen Auslieferung der Göttin Freya herausgeben wollte; Thor aber erschlug ihn mit seinem ganzen Geschlechte.

Thucydides, der berühmte griech. Geschichtschreiber, geb. Anf. der 70. Olymp., ungefähr 471 vor Chr. Im 16. Jahre hörte er bei den olymp. Spielen den Herodot seine Geschichte ablesen, und Thränen stiegen dem Jüngling ins Auge; allein erst im 48. Jahre, nachdem er, trotz seiner bewiesenen Tapferkeit, ins Exil geschickt worden, weil er der Stadt Amphipolis nicht zeitig genug zu Hülfe gekommen, schrieb er, diese seine Muße benutzend, seine »Geschichte des peloponnesischen Krieges« (er verschaffte sich zu diesem Behufe auch alle Quellen und Berichte mit vielen Kosten), die seinen Namen auf die

Nachwelt gebracht hat und welche wegen der Gedrängtheit, der lebhaften Darstellungsart, besonders in den Reden, vorzüglich geschätzt wird; indessen hat er in acht Büchern nur die ersten 21 Jahre jenes Krieges beschrieben, die letzten sechs sind von Theopompus und Xenophon ergänzt worden. — Nach Einigen kam Th. nach 20jährigem Exil nach Athen zurück, wo er hinterlistiger Weise ermordet worden; n. A. aber starb er, ungefähr 80 Jahre alt, in Thracien.

Thuiskon. So nannten, nach Tacitus, die Germanen in ihren Liedern den Gründer oder Stammvater ihres Volkes, und seinen Sohn Mann. Thuisco ist wahrscheinlich das Adjectiv von Theut, oder Teut, daher theutisch, deutsch. Theut bedeutet etwas Ursprüngliches, Selbständiges, z. B. Erde, Volk, Vater und Herr. So in dem Worte **Teutonen**, das Volk des Theut; daher auch lingua **Theutisca**, **Theodisca**, **Teutonica**. Theutisch, das ist Deutsch, heißt noch jetzt in einem großen Theile von Westfalen Düdsk, ausgespr. düsk. Hierin erkennt man den **Thuisco** des Tacitus. Der Name **deutsch** kommt zuerst in einer Urkunde vom J. 813 vor, und der erste König, welcher der König der Deutschen (**Rex Teutonicorum**) genannt wird, ist Otto der Große. — Nach der nordischen Mythologie ist Thuiskon, Tuiskon (Taut, Tot, Theot rc.) ein Gott, dem die Gallier und die Deutschen ihr Dasein zuschrieben. Tuisko hat mit der Erde (Artha oder Hertha) die Menschen gezeugt; daher sie sich seine Kinder, Teuts Söhne, Teutonen nannten. Doch wurden eigentlich nur die Bewohner der scandinavischen Inseln, zwischen den äußersten Küsten des südl. Skandinaviens u. dem cimbrischen Chersones gelegen, so genannt. In Rücksicht dieser Herleitung schreiben auch viele die Teutschen (Teutischen). Die alten Deutschen verehrten den Tuiscon als einen Mann mit einem grauen Barte, in die rauhe Haut eines wilden Thieres gehüllt, einen Scepter in der

Rechten haltend, die Linke mit ausgespreizten Fingern vor sich hinstreckend. Nach Julius Cäsar sollen sie ihm sogar Menschenopfer gebracht haben. Die Benennung Dienstag (Diens-, Thüstag) hat man ebenfalls von ihm ableiten wollen.

Thule. Unter diesem Namen kommt bei den Alten ein Land vor, das sie als die äußerste Grenze der Erde nach Norden bezeichnen. Wahrscheinlich nahmen sie selbst nicht immer dasselbe Land, oder dieselbe Insel dafür an, ja Viele dachten sich wohl gar kein bestimmtes Land darunter. Daher die große Ungewißheit und die abweichenden Meinungen der Gelehrten. Nach Pytheas sollte es eine Insel sein, 6 Tagereisen nördlich von Britannien. Manche dachten sich darunter eine der schottländischen Inseln, Andere, und zwar die meisten, die norwegische Küste, noch Andere Island, und dieser Meinung ist auch Mannert.

Thümmel, 1) (Moritz August v.), geb. 1738 zu Schönfeld bei Leipzig. In Roßleben gebildet, ging er 1756 nach Leipzig, ward 1761 Kammerjunker beim Erbprinzen von Sachsen-Coburg, nachher geheimer Hofrath und 1768 wirkl. geheimer Rath und Minister, als welcher er in vieler Hinsicht wohlthätig für das Land wirkte. Jedoch 1783 zog er sich von allen öffentlichen Geschäften zurück, lebte theils auf seiner Gemahlin Gute Sonneborn, theils in Gotha, theils auch auf Reisen und beschloß sein Leben zu Coburg 1817. Als Dichter und Schriftsteller hat er sich einen bedeutenden Ruhm erworben. Sein erstes Werk: »Wilhelmine,« ein komisches Heldengedicht, fand großen Beifall; nicht minder die »Inoculation der Liebe;« aber, was ihn am berühmtesten machte, war die »Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich,« welche nach und nach in 10 Bänden erschien und worüber die competentesten Richter aufs vortheilhafteste entschieden haben. — »Ein Buch voller Geist, Jovialität,

Genialität, neuer Ansichten, Menschen- und Weltkenntniß, und dies alles mit so leichtem, feurigem Colorit dargestellt, wovon wir wenige Beispiele haben.« So urtheilt von Klinger. — 2) (Hans Wilhelm, Freih. v.), herzogl. sachsen-gothaischer wirkl. Geheimerrath; Kammerpräsident und Obersteuerdirector zu Altenburg, Bruder des Vorigen, geb. zu Schönefeld bei Leipzig den 17. Febr. 1744, Sohn des kurfürstl. sächs. Landkammerraths K. H. v. Th. Von 1768 — 69 machte er die Bekanntschaft des Lord Villiers, nachmaligen Herzogs von Grandison, den er im folg. Jahre auf einer Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien begleitete. Nach seiner Rückkehr (1772) kam er als Assessor in das Kammercollegium, und bewies darin, besonders während der Theurung von 1772 und 1773, lobenswerthen Eifer. Da er sich dadurch indessen die Unzufriedenheit seiner Collegen zuzog, war es ihm höchst angenehm, daß ihn der Prinz August zum Begleiter nach Italien wählte. Auf dieser Reise lernte er die Höfe von Parma, Florenz, Rom und Neapel kennen, u. machte in Rom, wo er besonders der Baukunst oblag, Rafael Mengs's, in Neapel des Malers Morghan, Bekanntschaft, dessen herculanische Handzeichnungen der Prinz auf seinen Rath kaufte. Auf der Rückreise besuchten sie auch Spaa und fanden bei ihrer Ankunft in Gotha Ernst II. auf dem Throne. Th. nahm nun seine Stelle als Kammerrath wieder ein und verlebte in der Gunst seines Fürsten und in der Freundschaft des Ministers v. Frankenberg, bei froher und nützlicher Thätigkeit, glückliche Tage. Mit Vergnügen unterzog er sich der Ausarbeitung des Risses zu einer ital. Villa und deren Erbauung unter seiner Oberaufsicht, für den Prinzen August; allein während seiner langen Abwesenheit in Dienstverhältnissen ward sein Plan aus Sparsamkeit nicht ausgeführt. Nach der erbetenen Entlassung des altenburger Kammerpräsidenten v. Einsiedel (1783) über-

trug ihm der Herzog mit dem Titel eines Vicepräsidenten diese Stelle, welche ihn Gotha mit Altenburg zu vertauschen nöthigte. Sein erstes Geschäft war hier eine heilsame Reform der Kammer und glückliche Ausgleichung ihrer Processe. Hierauf verschaffte er den gedrückten Bauern Erleichterung der Frohndienste, sorgte für den Kunststraßenbau in Altenburg, wie früher in Gotha, brachte zum Vortheil des Landes die Kammerleihbank zu Stande, legte 1789 eine Flöße auf der Sprotte und Pleiße an, und begründete 1792—96 das ganze verfallene Armenwesen durch Errichtung von Armen-, Werk- und Krankenhäusern aufs neue. Auch um die Ausmessung des Landes, sowie um die Verschönerung der Stadt Altenburg machte er sich verdient. Nicht minder wichtig sind die diplomat. Leistungen des Herrn v. Th. Als 73jähriger Greis legte er erst seine Stelle nieder (1817) und lebte nun ganz mit seiner glücklichen Familie in wissenschaftlicher Erholung. Im 80. Jahre riß ihn ein schlagähnlicher Zufall aus den Armen seiner trauernden Familie (d. 1. März 1824). Nach seinem Willen wurde er, ohne Sarg, auf seinem Landgute Nöbdenitz, unweit Löbichau, unter dem Stamme seiner Lieblingseiche in einer sitzenden Stellung eingesenkt.

Thun (Franz Joseph, Graf), ein Schwärmer, aus Wien gebürtig. Eine Menge Patienten füllten sein Haus und gingen fast alle gesund davon. Seine Methode bestand darin, daß er die Hand auf den leidenden Theil legte und so lange liegen ließ, bis der Kranke ein Brennen oder einen Kitzel empfand, worauf er mit dem einen Finger zu streichen anfing und den Schmerz nach einem äußern Theile am Körper des Kranken abzuleiten suchte. Bei Manchen stellte sich der Schmerz wieder ein; bei Manchen wollte die Cur gar nicht anschlagen.

Thunberg (Karl Peter), Dr., Professor der Botanik an der

k. Universität zu Upsala, Mitglied von mehr als 60 gelehrten Gesellschaften, geb. den 11. Nov. 1743 zu Jönkeping. Die eignen Worte Linné's über Th. lauten so: »Nie hat irgend ein andrer Botanist mir größere Zufriedenheit und Freude gewährt.« Nachdem er unter den Augen Linné's seine erste Dissertation verfaßt und vertheidigt, auch die übrigen bei dem medicin. Doctorgrad vorausgesetzten Prüfungen bestanden hatte, ging er als Arzt im Dienst der holländisch-ostindischen Compagnie 1772 nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, wo er während des Zeitraums von 3 Jahren Reisen ins Innere der von den Hottentotten u. den Kaffern bewohnten Ländereien anstellte. 1775 begab er sich nach Batavia, von wo er als Gesandtschaftsarzt die Ambassade der ostindischen Compagnie an den Kaiser von Japan begleitete. Th. und Kämpfer sind die Einzigen, welche uns Nachrichten von weiterm Umfang und gediegenerm, vollständigerm Inhalt über Japan geliefert haben. Nach seiner Rückkunft aus Japan, 1777, besuchte er Ceylon, und begab sich 1778 wieder nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, um von diesem Orte aus die Reise ins Vaterland anzutreten. Die mitgebrachten reichen Naturaliensammlungen hat er nachher mit seltener Freigebigkeit der Universität zu Upsala verehrt, woselbst er bei seiner Rückkunft sogleich als außerordentlicher Professor der Botanik angestellt wurde. 1784, nach dem Tode des jüngern v. Linné, wurde er ordentlicher Professor daselbst. Die k. Akademie der Wissenschaften berief ihn zu ihrem Präses. Er hat mehrere Anerbietungen, in ausländische Dienste zu treten, zurückgewiesen. Der König Gustav III. wünschte ihm seine Zufriedenheit ausgezeichnet zu beweisen, und er sollte selbst irgend eine Gnade sich ausbitten; Th. wünschte Nichts für seine Person, sondern nur, daß Se. Majestät geruhen möge, der Universität den alten Königsgarten zu einem botan. Garten zu bewilligen. Der König ge-

nehmigte auf der Stelle den Vorschlag und ließ darauf das prächtige Gebäude für die Orangerie und die Museen aufführen, welches den 25. Mai 1807, am 100sten Geburtstage Linné's, feierlich einzuweihen Th. die seltene Freude erlebte. Hier wird nun das reichhaltige Museum Thunbergianum verwahrt, die kostbarste Naturaliensammlung, die je einer europäischen Universität verehrt worden ist. Er starb den 8. Aug. 1828 auf s. Landsitze Tunaberg bei Upsala.

Thunfisch, Scomber, ein dem Lachse ähnlicher Seefisch, mit dichten Schuppen, dunkelm Rücken. Er wird am meisten an den Küsten der Provence und zwar durch Netze von geflochtenem Rohre gefangen, theils ausgeweidet und frisch zu Markte gebracht, theils marinirt versendet.

Thurgau, Canton in Helvetien, zwischen St. Gallen, Zürich, Schaffhausen, dem Rhein und Bodensee; 16⅔ QM. groß, mit 89,850 Ew.; ist sehr fruchtbar und meist flach, mit den Flüssen: Thur, Murg, Sitter und Rhein und mit dem Boden-, Bühel-, Hüttweiler- und Haarweilersee. Getreide-, Wein-, Obst-, Flachs- und Hanfbau, Steinkohlenwerke, Flachs- u. Baumwollenspinnereien, Leinen-, Kattun- und Seidenwebereien, Handel mit Getreide, Obst, Cider, Wein, Käsen, Häuten, Vieh, Mousselinen, Kattunen, Leinwand, Baumwollengarn. Der große Rath von 100 Personen ist die oberste Behörde, ein kleiner Rath von 9 Personen besorgt die Vollziehung und Verwaltung. Zum Bundesheere stellt der Canton 1520 Mann und zahlt in die Bundeskasse 22,800 Schweizerfranken. Er ist in 8 Bezirke u. 32 Kreise getheilt. Sein Hauptort ist Frauenfeld.

Thüringen, ein in Obersachsen gelegener Landstrich, der sich zwischen der Werra, Saale, dem Harz und dem Thüringerwalde ausbreitet. In den ältesten Zeiten mag Thüringen von den Katten bewohnt gewesen sein, die sich mit den Hermunduren, in Meißen

wohnhaft, stritten. Dann glaubte man, habe sich hier im 5. Jahrh. ein westgothischer Stamm niedergelassen: die Thüringer oder Toringer; allein nach Adelung sind Hermundurer und Thüringer Ein Volk. Jenes ist nach ihm der celtische Name des Volks, dieses der deutsche. Die Grenzen des thüringischen Reiches waren die Donau, der Rhein, Böhmen und Sachsen. Der älteste König soll Meerwig (um 426) gewesen sein. Zu dem König Basinus flüchtete der Frankenkönig Chilperich 457. Nach dessen Tode theilten sich in das Reich seine Söhne Baderich oder Balderich, Hermannfried und Berthar. Hermannfried verband sich mit dem König der Ostgothen, Theodorich, u. heirathete dessen Nichte Amalberg (500). Auf deren Anstiften tödtete Hermannfried erst seinen Bruder Berthar, dann verband er sich mit dem austrasischen Könige Theodorich gegen s. Bruder Balderich und besiegte ihn 520, wollte aber mit seinen Bundesgenossen nicht theilen. Daher überzog ihn der Frankenkönig mit Krieg 527 und besiegte ihn nach 2 großen Treffen an der Unstrut, in deren letztem die Sachsen mit den Franken verbunden waren. Beide belagerten hierauf den König Hermannfried in seiner Residenz Scheidingen (jetzt Burgscheidungen) und die Sachsen eroberten den Ort mit Sturm. Darauf theilten die Sachsen und Franken Thüringen; jene nahmen das Land nördlich von der Unstrut, diese das Land südlich von der Unstrut. Theodorich ließ endlich den König Hermannfried nach Zülpich kommen und bei einer vorgeblichen Unterredung vom Walle stürzen (531). Amalberg floh mit ihren Kindern nach Italien. Radegunde, die übriggebliebene Tochter Balderichs, nahm Theodorich zur Gattin; aber sie zog sich ins Kloster zurück und ward als Heilige verehrt. So ging das alte thüringische Reich zu Grunde. Nachdem Thüringen von den Franken unterjocht worden, ließen diese es durch Gau- und Centgrafen und endlich durch Herzöge, deren erster Radulf gewesen zu

ein scheint, regieren. Im 8. Jahrh. kam durch Winfried zuerst die christliche Lehre nach Thüringen; denn damals gründete dieser (724—745) bei Altenberga im Thüringerwalde die erste Kirche, an deren Stelle 1811 ein 30 Fuß hoher Candelaber als Denkmal errichtet worden ist. Unter Otto II. findet man die ersten Spuren einer Markgrafschaft in Thüringen und die ersten Landgrafen erschienen zu Ende des 11. und zu Anfange des 12. Jahrh., seit welcher Zeit das Land den Titel einer Landgrafschaft führte. Nach dem Tode Heinrich Raspe's 1247 gelangte Thüringen an Heinrich den Erlauchten, Markgrafen von Meißen, seit welcher Zeit es bei der Mark Meißen blieb. In der neuesten Zeit ist der größte Theil an Preußen gekommen. Ueber das alte Thüringen hat Sagittarius Mehreres geschrieben. Auch hat Galetti eine »Geschichte Thüringens« geliefert (Gotha 1781 — 85, 6 Thle.). Die alten thüringischen Volkssagen findet man in K. Herzog's »Geschichte des thüringischen Volkes« (Hamb. 1827). Vgl. Dr. Wachter's »Thüringische und obersächsische Geschichte bis zum Anfalle Thüringens an die Markgrafen von Meißen 1247« (Lpz. 1826, 2 Thle.).

Das Land ist größtentheils von sanft gerundeten fruchtbaren Hügeln durchzogen, die sich gegen den Harz und das Eichsfeld, sowie nach dem Thüringerwalde hin zu Bergen erheben. Grenzflüsse sind: die Saale und Werra, nach welchen sich alles Land abdacht. Außerdem sind die Unstrut, Ilm, Gera, Helme und Wipper die stärksten Flüsse des Landes. Den größten Theil des Landes nimmt der Flötzkalkstein ein; nur im Thüringerwalde hebt sich überall das Urgebirge heraus. Der Boden ist in den meisten Gegenden äußerst fruchtbar. Man erbaut alle gewöhnliche Getreide- und Obstarten, Handelspflanzen in Menge, worunter Waid, Wein rc. Das Land hat Bergwerke auf Eisen, Kupfer, Braunstein, Silber, Por-

zellanerde, Stein- und Braunkohlen &c. Es gibt hier Salzquellen u
Gesundbrunnen (*Kösen, Artern, Bibra, Langensalza* &c.) und ein
Menge Fabriken und Manufacturen. Man hat Bleiweiß- und Per-
sicofabriken, Porzellan-, Steingut-, Pfeifenkopf-, Rußbuttenfabriken
Eisen- und Kupferhämmer, Spinnmaschinen, Klingen- und Gewehr-
fabriken &c. Die Hauptstadt Thüringens ist Erfurt. Außer ih
gibt es noch ziemlich bedeutende Städte, wie: Eisenach, Gotha, Lan-
gensalza, Mühlhausen, Nordhausen, Frankenhausen, Sondershausen,
Naumburg, Weißenfels, Eisleben, Jena, Weimar, Rudolstadt, Arn-
stadt, Saalfeld &c. Der König von Preußen, der Großherzog von
Weimar, der Herzog von Koburg und die Fürsten von Schwarzburg-
Sondershausen und -Rudolstadt sind jetzt die Besitzer dieser Land-
schaft. — **Thüringerthor** wird ein Engpaß am südl. Ufer der Un-
strut bei dem *vormaligen Kloster Marienthal genannt.*

Thüringerwald (50° 58″ — 51° 10″ N. Br.). Die-
ses deutsche Waldgebirge, eine Fortsetzung des Fichtelgebirges, hängt
im Südosten mit diesem in der Gegend von Münchberg und Gefrees
im Obermainkreise Baierns zusammen. Es erhebt sich in der Nähe
der Städte Eisenach, Markſuhl und Salzungen aus dem Werrathale
und zieht sich südöstlich an der Grenze der vormaligen obersächsischen
und fränkischen Kreise fort, bis es in der Gegend von Lobenstein ins
Saalthal (wo es jedoch den Namen Frankenwald erhält) und um
Kronach ins Mainthal abfällt. Seine Länge beträgt 15 und die
Breite 2 — 4 Meilen. Es ist ein langer Gebirgszug mit einem
schmalen Kamme, und wird nur in der Nähe des Schneekopfs, an
der Straße zwischen Suhl und *Ohrdruf, zu einer breiten* Fläche von
einer halben Meile im Durchmesser. Spitzen und Zacken wird man
nirgends gewahr. Der ganze Gebirgsrücken hat nur 3 kahle Felsen-
gipfel: den Gerberstein, unweit Altenstein, den Thröberg bei Winter-

stein und den Hermannsberg bei Oberschönau. Uebrigens sind die ausgezeichnetsten Punkte für dessen Ansicht der Inselsberg, der Schneekopf, der Küchelheyer, gewöhnlich Kickelhahn genannt, bei Ilmenau und der Burzel bei Breitenbach. Der Inselsberg erhebt sich hoch über die ganze Bergkette, ist nach Einigen 2604, nach Andern 2791 oder 2832 Fuß hoch und auf seiner obern Fläche ganz frei von Wald. Hier stößt das gothaische und hessische Gebiet zusammen. Der südliche Theil des Inselberges heißt der Inselstein und ist eine steile nackte Felsenwand. Man sieht den Inselsberg fast in ganz Thüringen, ja vom Brocken. Der Schneekopf gibt nebst dem durch eine tiefe finstere Bergschlucht zusammenhängenden ebenso hohen oder noch höhern Beerberge dem Inselsberge an Höhe Nichts nach, oder übertrifft ihn wohl gar, indem er nach Einigen 2760, nach Andern 2975 Fuß hoch ist, kann aber nicht überall gesehen werden und hat daher nicht das ausgezeichnete Ansehen des Inselberges. Der Dollmar liegt am äußersten Ende eines der südwestlichen Gebirgsarme und s. große runde Basaltkuppe wird auf der ganzen fränkischen Seite gesehen. Der höchste Rücken des Hauptgebirges des Thüringerwaldes, sowie die höchsten Felsengipfel, bestehen aus Granit, Thonschiefer und vorzüglich aus Porphyr, welcher hier am weitesten verbreitet ist. Das ganze Gebirge ist bis auf die äußersten Höhen meistens mit Tannen-, Fichten- u. an einigen Gegenden mit Laubholzwald bewachsen. Von dem Rücken des Thüringerwaldes fallen die Hauptthäler nach zwei Richtungen nordöstlich und südwestlich ab. Von dem größten Theile seines nordöstl. Abhanges fallen alle Gewässer der Elbe, von dem westlichen und $\frac{2}{3}$ des südlichen der Weser, und von dem kleinsten Theile im Süden dem Main zu. Eine besondere Merkwürdigkeit ist der Rennweg oder Rennsteig: ein Weg, der vom Anfange des Gebirges bis zur Saale ununterbrochen auf der Höhe des Rückens fortläuft u.

nur wenige bewohnte Orte berührt. Von dem hessischen Antheile a
bis zu dem reußischen Gebiete ist er überall mit hohen Grenzsteine
besetzt. Dem Harze ist der Thüringerwald zwar in Ansehung seine
Höhe, Länge und Breite und seines Holzreichthums gleichzusetzen, abe
nicht in Hinsicht des Metallreichthums und des Bergbaues. Ma
findet nur Eisen in großer Menge, besonders in dem preuß. und hess
Antheile der vormaligen Grafschaft Henneberg, wo auch zahlreich
Hüttenwerke im Gange sind. Einige aus dem Thüringerwalde kom-
mende Flüsse führen Goldsand bei sich und bei Ilmenau wurde vor-
mals auch auf Silber gebaut. Der Großherzog von Weimar, di
sämmtlichen Herzöge des sächsischen Hauses, der Kurfürst von Hessen
der König von Preußen, die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen
und -Rudolstadt, auch der König von Baiern, besitzen Theile diese
Gebirges. — Zum Behuf Derer, die das Thüringerwaldgebirge be-
reisen wollen, dient vorzüglich v. Hoff's und Jakob's »Thüringer-
wald« (Gotha 1817, in 2 Bdn., mit Landkarten u. Kpfrn.). Zum
Beschluß geben wir von einigen theils am Fuße, theils auf der Höhe
des Gebirges liegenden Orten die Erhöhung über der Meeresfläche an:
Oberhof 2256, Gehlberg 1800, Zella St.-Blasii 1266, Georgen-
thal 1008, Ruhla 966, Gotha 756 und Eisenach 546 Fuß.

Thurn und Taxis (**de la Tour — della Torre**), ein
aus Mailand stammendes fürstl. und gräfl. Haus in Deutschland.
Der erste dieses Geschlechts soll von dem h. Ambrosius, Bischof zu
Mailand (von 374—397), wegen der tapfern Vertheidigung des
ihm anvertrauten neuen Thors gegen arianische Aufrührer, den Na-
men **della Torre** und zugleich zur Belohnung die Souverainetät über
Valsassina (eine Herrschaft am Comersee im Herzogthum Mailand)
erhalten haben. Einer seiner Abkömmlinge hieß Tacius, dessen Nach-
kommen eine Zeitlang die Oberherrschaft über Mailand, Bergamo,

Novara rc. behaupteten, und von diesem seinen Ahnherrn nahm 1313
Lamurald de la Tour den Beinamen Taszis (jetzt Taxis) an. Der
Urenkel des Lamurald oder Lamoral, Roger I., Graf von Thurn,
Taxis und Valsassina, begab sich nach Deutschland, ward hier 1450
von Kaiser Friedrich III. zum Ritter geschlagen und gründete den
Ruhm seines Hauses durch die Einrichtung des Postwesens in Tirol.
Sein Sohn Franz ward vom Kaiser Maximilian zum Generalpost-
meister der Niederlande und nachher auch der österreich. Erblande er-
nannt. Durch Franzens Nachkommen wurde das Postwesen immer
nehr vervollkommnet, und Leonhard v. Taxis, der sowohl durch die
543 errichtete reitende Post aus den Niederlanden durch Schwaben
ınd Tirol nach Italien, als durch mehrere treffliche Anstalten in die-
em Fache sich sehr ausgezeichnet hatte, wurde 1595 vom Kaiser Ru-
olf II. in den Reichsfreiherrnstand erhoben und zum Generaloberpost-
neister im deutschen Reiche ernannt, sodaß die Posten nun nicht mehr
ie taxischen, sondern die Reichsposten hießen. Lamurald von Taxis,
eonhards Sohn, erhielt 1615 die Reichsgrafenwürde und wurde
om Kaiser Mathias für sich und seine männlichen Nachkommen mit
em Generalpostamte belehnt, welches 1621 von Kaiser Ferdinand II.
uch auf die weiblichen Nachkommen ausgedehnt wurde. Eugenius
lexander, Reichsgraf von Thurn und Taxis, wurde 1681 von Kö-
ig Karl II. von Spanien in den spanischen und 1695 von Kaiser
eopold I. in den deutschen Reichsfürstenstand erhoben. Auch machte
er König von Spanien 1681, zum Besten des neuen Fürsten, aus
er Herrschaft Braine le Château im Hennegau ein Fürstenthum,
essen jährliche Einkünfte 40,000 Thlr. betrugen. Endlich wurde
as Generalpostmeisteramt dem Fürsten Alex. Ferdinand 1747 förm-
ch als kaiserl. Thronlehn gegeben u. er selbst 1754 auf dem Reichs-
ge, trotz der Widersprüche der meisten altfürstl. Häuser, in das reichs-

fürstliche Collegium eingeführt. So hatte sich dieses Haus, das auch noch die Erbmarschallswürde im Hennegau besaß, durch Einführung des Postwesens emporgeschwungen. Durch die Verfügungen der souverainen Fürsten des ehemaligen Rheinbundes verlor der Fürst v. Thurn und Taxis in den meisten Ländern sein ehemaliges Vorrecht, wovon er, als die Reichsverfassung noch bestand, 1 Mill. Gulden jähr- licher Einkünfte u. eine Stimme im Reichsfürstenrathe hatte. Durch Verträge erhielt er jedoch, in Folge des 17. Art. der deutschen Bun- desacte, das Erblandpostmeisteramt im Königreiche Baiern, den Groß- herzogthümern Baden und Hessen-Darmstadt, den Herzogthümern Sachsen-Koburg, Sachsen-Meiningen und Nassau, sowie er auch nach dem wien. Congreß die Erblandpostämter im Kurfürstenth. Hes- sen, dem Großherzogthume Sachsen-Weimar-Eisenach und der freien Stadt Frankfurt erworben hat. 1819 hat der Fürst von Thurn und Taxis die staatsrechtlichen Verhältnisse seines Hauses im Königreich Würtemberg durch eine merkwürdige Uebereinkunft mit dem König so festgesetzt, daß die Vorrechte seines Standes nicht störend auf di allgemeinen Einrichtungen des Staats einwirken, indem er gleich je dem minder begünstigten Staatsbürger zu den öffentlichen Laster beiträgt. »Das fürstliche Haus Thurn und Taxis behält übrigens die Ebenbürtigkeit und gehört zum hohen Adel. Der Fürst kann für seine Person und für seine Familie in einem jeden zum deutschen Bunde gehörigen, oder mit demselben im Friedensstande befindlichen Staate seinen Aufenthalt wählen und ebenso in die Dienste desselben treten, vorbehältlich der in letzterm Falle dem Könige zu machenden An- zeige. In allen die Mitglieder des fürstl. Hauses betreffenden Real und Personalklagen haben sie einen privilegirten Gerichtsstand. In peinlichen Fällen (mit Ausnahme der Militair- und der im königl Staatsdienste begangenen Verbrechen) wird dem Haupte des fürstl

Hauses ein Gericht von Ebenbürtigen oder von Richtern seines Standes bewilligt. Das Haupt des Hauses bestellt die Vormundschaften der fürstl. Familienglieder. Der Fürst genießt für sich und seine Familie die Befreiung von aller Militairpflichtigkeit. Die von demselben bewohnten Schlösser sollen, Nothfälle ausgenommen, von der Einquartierung k. Truppen befreit sein. Der Fürst darf eine Ehrenwache aus Eingebornen in den Schlössern seines Wohnsitzes halten; er ist berechtigt, sich von seinen Beamten einen Diensteid leisten zu lassen.« Hierauf wurde (9. Sept. 1819) dem Fürsten von Thurn und Taxis die Würde und das Amt eines königl. würmtemb. Erblandpostmeisters mit dem nutzbaren Eigenthum und der Verwaltung der Posten im Königreiche als Erb-, Mann- und Thronlehn übertragen. Als Entschädigung für das von ihm verlorene und an den König von Preußen gelangte Postregal in den neupreuß. Provinzen des rechten Rheinufers hat ihm der König von Preußen 1819 3 im Großherzogthum Posen gelegene Domainenämter verliehen und diese zu einem Fürstenthume Krotoszyn erhoben, welches der Fürst unter königl. Landeshoheit als ein Thronmannlehn besitzt; die Mitbelehnschaft ist auch seinem Oheim, dem Fürsten Max Joseph (österreichischer Generalmajor) und dessen männlichen Nachkommen ertheilt worden. Die fürstl. Familie von Thurn und Taxis besitzt in Schwaben theils unter würtemberg., theils unter bairischer, theils unter hohenzollerscher Hoheit die gefürstete Grafschaft Friedberg-Scheer und die ehemaligen freien Reichsherrschaften Dürmentingen, Grunzheim, Heudorf, Göffingen, Bussen, Tischingen und Eglingen. Ueberhaupt besitzt er 12½ QM., mit 30,746 Ew., und der Fürst hat zusammen über 800 000 Gulden Eink. Darunter sind die ihm 1802 als Entschädigung für den beträchtlichen Verlust der Reichsposten auf dem linken Rheinufer gegebenen Güter mit begriffen, als: die Stadt und das Stift Buchau

(mit einer besondern Stimme im Reichsfürstenrathe), die Abtei Marchthal und Neresheim, die vormals zu Sallmannsweiler gehöri Herrschaft Ostrach nebst Sommerberg und mehrere einzelne Dörf Die neuen Erwerbungen stoßen theils an die Grafschaft Friedber Scheer, theils an die Grafschaft Eglingen. Der Fürst von Thu und Taxis bekleidete bis 1806 die Würde eines kaiserl. Principalcon missarius bei dem Reichstage zu Regensburg, wo er noch einen P last besitzt. Zur Residenz in seinem schwäbischen Fürstenthume si die ehemaligen Stiftsgebäude der Abtei Marchthal eingerichtet wo den. 1806 ward das auf das ehemalige Fürstenthum Tour u Tassis im Hennegau gelegte Sequester zu Gunsten des Fürsten a Gutsbesitzer wieder aufgehoben. Der Fürst von Thurn und Tax Karl Alexander (geb. 1770, verm. 1789 mit Theresie, Prinzessin v Mecklenburg-Strelitz), Fürst zu Buchau, gefürsteter Graf zu Frie berg-Scheer, Graf zu Valsassino, auch zu Marchthal und Neresheim Herr der freien Herrschaft Eglingen, Herr zu Ostrach und Scheme berg, Herr der freien Herrschaften Denningen, Tischingen, Balmer hofen, auch zum Bussen, residirt zu Marchthal in Schwaben, auch Regensburg und Truggenhofen, k. k. wirkl. Geh.-Rath, Kronoberpos meister im Königreich Baiern ꝛc., starb 1827. Ihm folgte se Sohn Maximilian, geb. 1803. — Außer dieser fürstl. Linie des Hau ses Thurn und Taxis sind noch 4 gräfl. Hauptlinien vorhande welche sich wieder in mehrere Nebenäste theilen. Sie sind von de 4 Söhnen Paganus II., der als Gouverneur zu Mailand 1241 star nämlich a) von Hermann, b) Napoleon, c) Salvinus und d) Franz gestiftet. Der Letztere war zugleich Stammvater der erwähnten fürst Linie. Eine dieser gräfl. Hauptlinien, welche sich Thurn, Valsassin und Taxis nennt, stammt von Gabriel, dem jüngsten Sohne Ro gers I., her, der das Postwesen in Tirol einrichtete.

Thurn und Valsassina (Joseph Benedict, Graf v.), auf Wartegg, im Canton St.-Gallen, dem Stammgute dieser alten, angesehenen Familie, welche die gräfl. Würde schon 1530 erhielt, geb. den 5. Dec. 1744, ward als Page an dem Hofe des kunstliebenden Kurfürsten Clemens Wenceslaus zu Trier erzogen und zeichnete sich durch wissenschaftliche Bildung aus. Er wurde, 18 J. alt, 1762 Domcapitular zu Regensburg, 1779 daselbst Domdechant, später fürstbischöfl. Regierungspräsident und Statthalter, dann fürstbischöfl. regensburgischer und freisingischer Comitalgesandter, 1795 Dompropst zu Breslau und 1802 Dompropst zu Regensburg. Als Geschäftsmann erwarb er sich einen bedeutenden Ruf. Der Papst Ganganelli und der Cardinal Albani schenkten ihm ihre Achtung, wie er in Rom die Beibehaltung mehrerer Bisthümer dem Kurfürsten von Trier erwirkte. Auch Graf v. Görz in seinen »Memoiren über die Verhandlungen bei Gelegenheit der bairischen Erbfolge« rühmt sein diplomatisches Talent. Indeß entzog sich Graf Th. den Staatshändeln und bildete auf Reisen nach Italien, Wien, Dresden, Berlin, Paris und in den Niederlanden seinen weltbürgerlichen Sinn aus. So lange Regensburg den Fürsten Primas zum Regenten hatte, blieb Graf Th. Präsident der Regierung. Dann zog er sich von öffentlichen Geschäften ganz zurück, überließ aber fortwährend Vermögen und Einkommen im größten Theile den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten. Als 1809 ein Sechstheil der Stadt Regensburg zerstört wurde, wodurch über 3000 wohlhabende Bürger verarmten, gelang es ihm, der als Abgeordneter des Fürsten Primas nach Wien eilte, von dem Kaiser Napoleon 1 Mill. Fr. der Stadt zuzuwenden. Anspruchlos verbarg Graf Th. seine Persönlichkeit und wirkte im Stillen viel Gutes. Von Allen verehrt und seinen Mitbürgern unvergeßlich, starb der edle Mann,

dessen schönes Greisenalter einem heitern Abend glich, den 6. Jan. 1825, 81 J. alt.

Thuscien, s. Toscana.

Thusnelde, s. Hermann.

Thyaden, soviel als Mänaden.

Thyestes, ein Sohn des Pelops und der Hippodamia. Weil er seines Bruders Atreus (s. d.) Gemahlin, Aerope, verführt, setzte dieser ihm seine eignen Söhne zur Speise vor. Er flüchtete nun mit seiner Tochter Pelopia nach Sikyon, und zeugte mit ihr, ohne sich zu erkennen zu geben, einen Sohn (Aegisth), weil ein Orakel ihm verheißen hatte, daß sein Sohn und Enkel ihn rächen würde. Als derselbe erwachsen war, mordete er auf des Vaters Geheiß seinen Ohm, und Th. bestieg den erledigten Thron, von welchem er jedoch durch seine Bruderssöhne, Agamemnon und Menelaus, wieder vertrieben ward. Er starb in der Verbannung auf der Insel Cythera. Des Sophokles und Euripides Trauerspiele von ihm sind verloren gegangen, der »Thyestes« des Seneca ist aber noch vorhanden.

Thyrsus, der mit Epheu und Weinreben bekränzte Stab, den an den Bacchusfesten die Bacchanten trugen.

Tiara, eine in Gestalt eines Kegels, oder wie ein Türkenbund geformte, mit herabhängendem Schleier gezierte Kopfbedeckung, deren sich nur Könige und die Vornehmsten in Persien bedienten; dann ist es aber auch die sogenannte Papstmütze, um welche drei Kronen, von Gold und ganz mit Edelsteinen besetzt, herumgehen. Anfangs bloß zugespitzte Mütze, wurde die goldene Krone, welche Clodwig dem Papste Symmachus schenkte, damit vereinigt; dann setzte Bonifaz VIII. eine zweite, zum Zeichen seiner Macht über weltliche und geistliche Dinge, und Benedict XII. endlich die dritte hinzu, um die päpstliche

Macht in der leidenden, streitenden und triumphirenden Kirche im Himmel, auf Erden und in der Hölle dadurch anzudeuten.

Tiber, Fluß im Kirchenstaate in Italien, entspringt auf den Apenninen, nimmt den Chiascio, Paglio, Teverone, Nera u. a. auf, fließt durch Rom und fällt unterhalb dieser Stadt nach einem Laufe von 36 Ml. bei Ostia in das toskanische Meer.

Tiberius Claudius Nero, der zweite röm. Kaiser, geb. 712, der Stiefsohn des Augustus, der durch jenes Mutter Livia sich wieder mit dem in Ungnade gefallenen Tiber aussöhnen ließ, ihn an Kindesstatt (757) annahm und sogar zur kaiserl. Würde erhob, die er auch nach Augusts Tode, 767 (14 J. nach Chr. Geb.) antrat. So sehr er sich anfangs das Ansehen eines gütigen und gerechten Regenten gab, so zeigte er nur zu bald den Tyrannen-Charakter, ließ seine von ihm geschiedene Gemahlin Julia, seinen Neffen Germanicus, und viele Andere, die ihm nur irgend verdächtig waren, umbringen; selbst Sejan, sein Liebling, und ein seiner ganz würdiger Spießgeselle, der die schändlichsten Pläne und Bübereien mit ausführen half, wurde auf seinen Befehl und unter den schimpflichsten Behandlungen des Volkes hingerichtet. Der Wütherich selbst starb endlich, nachdem er 23 Jahre lang den Thron befleckt hatte, in einem Alter von 78 Jahren auf der Insel Caprea. Seinen nach Rom gebrachten Leichnam wollte das erbitterte Volk durchaus in die Tiber geworfen wissen. Unter seiner Regierung geschah auch im 19ten Jahre die Kreuzigung Christi.

Tibet (Pue, Puekeaschim, Dschan, Tufan, Töbet, Tangut), ein dem chinesischen Kaiser zinsbares Gebirgsland in Mittel- und Hinterasien, grenzt östlich an China, südlich an Hinterindien, Ostindien, Nepal und Kabul, westlich an die große Bucharei und nördlich an die kleine Bucharei und Mongholei; ist 27,375 QM. groß und hat 12 bis 32 Mill. Einw. Durch das Himalaya-Gebirge wird es in Bu-

tan und das eigentliche Tibet getheilt. Es hat die höchsten Berg der Erde, den 28,015 Fuß hohen Dhawaligiri oder Dholagir, den Chamalari, 26,000 Fuß, den Yamanavatari oder Jamantri 25,000 den Dhaibun 24,740 Fuß hoch; enthält aber auch fruchtbare Thäle im Süden, weite Ebenen im Nordwesten und die Sandwüsten Kob und Taschanai im Nordosten. Auf dem Gebirge entspringen: de Ganges, Tsanpu oder Burremputer, der Tschatschu, Matschu ode Menam-kom, der Nukian oder Irawaddi, der Lukian oder Suck, de Petschu oder Jan-tsa-kiang u. a. Hier ist der See Jandro, der übe 100 QM. große Steppensee Tirkiri 2c. In Tibet leben die feinwolligen Schafe, die feinhaarigen Ziegen, wilde Pferde, Büffel mit seidenartigen Schwänzen, Moschusthiere und viele andere Thierarten. Erzeugnisse des Landes sind: Weizen, Gerste, Reiß, Wein, Südfrüchte Rhabarber, Gold, Silber, Eisen, Quecksilber, Zinnober, Kupfer, Blei Galmei, Arsenik, Schwefel, Salz, Salpeter, Edelsteine, Mineralwasser 2c. Viele Unterrichtsanstalten, Fabriken und Manufacturen in groben Tüchern, Papier aus Baumrinden, Gewehren, Pulver; Karavanenhandel. Das Land steht unter Priesterregierungen, die vom chinesischen Reiche abhängen; in Tibet regiert der Dalai Lama, zu Tischulumba der Tischu Lama, in Butan oder Süd-Tibet der Daeb Raja von denen jeder einen weltlichen Vicekönig anstellt. Zu Lassa ist ein chines. Vicekönig und chines. Soldaten haben die Hauptfestungen besetzt Das Land wird in 3 Haupttheile getheilt: a) *Tibet*, wozu auch di Prov. Urna Desa gehört, mit der Hauptstadt Lassa; b) Ludak ode Klein-Tibet, mit den Provinzen Ludak, Pamer, Kaschkar und Kaferistan und der Hauptstadt Ladak; c) Butan, Tangustan oder Süd-Tibet mit der Hauptstadt Tassisudon und der Landschaft Bisni.

Tibullus (Albius), geb. zu Rom 695, ein röm. Ritter, berühmt als Elegien-Dichter, indem er mit Properz und Ovid, und zwar

als der älteste unter diesen, ein Dreiblatt ausmachte. Vier Bücher Elegien (wovon wir vorzügliche Ausgaben von Brouckhus, Heyne u. m. und die vorzüglichste deutsche Uebersetzung von J. H. Voß besitzen) sind auf uns gekommen, worin sein Hang zu feierlichen Empfindungen, Zartheit der Gefühle, Weichheit und Schwermuth, die oft zu Thränen rührt, die Hauptzüge ausmachen. Sein Tod, welcher bald nach Virgils Tode, im J. R. 735 erfolgte, veranlaßte eine sehr schöne Elegie von Ovid, einem seiner vertrautesten Freunde.

Tickel (Thomas), englischer Dichter, geb. zu Bridekirk unweit Carlisle 1686, wurde 1725 Secretair der Oberrichter von Irland und behielt diesen einträglichen Posten bis zu seinem in Bath 1750 erfolgten Tode. Seine Ballade »Colin and Lucy« ist auch in deutscher Sprache nachgebildet worden. — Richard T., der den 4. Nov. 1793 starb, war ebenfalls ein im komischen und satyrischen Fache bekannter Dichter.

Tieck, 1) (Ludwig), D. d. Philos. und k. sächs. Hofrath, geb. zu Berlin den 31. Mai 1773, gehört mit den beiden Schlegeln zu den Haupturhebern jener Revolution im Gebiete der Kunst und Poesie, deren Spuren noch gegenwärtig in der ästhetischen Welt sichtbar sind. Im 19. Jahre bezog er die Universität Halle, dann Göttingen, und mit seinem zu früh verstorbenen Freund Wackenroder auf kurze Zeit Erlangen. Mit vorzüglicher Neigung überließ er sich der erzählenden Darstellung. 1801 und 1802 hielt sich T. in Dresden auf, wo eben auch sein Freund Friedr. Schlegel lebte, und wo ihn die Kunstschätze, die Bibliothek, die schöne Natur mächtig anzogen. Hierauf zog er in das gelobte Land der Kunst, Italien. In Rom besonders beschäftigte er sich in der vaticanischen Bibliothek vornehmlich mit der altdeutschen Literatur. Gegen das Ende 1806 kehrte er von Rom nach Deutschland zurück und wandte sich nach München. In London, wo er

(1818) von engl. Dichtern und Gelehrten mit großer Achtung aufgenommen wurde, hat er die kostbarsten Sammlungen zu seinem größern Werke über Shakspeare angelegt. Als Einleitung dazu ist »Shakspeare's Vorschule« (Leipz. 1823 fg.) zu betrachten. Seit 1819 lebt er mit seiner Familie wieder in Dresden. 2) (Christian Friedrich), Professor der Bildhauerkunst und Mitglied des Senats der Akad. der Künste zu Berlin, Bruder des Vor., ist am 14. Aug. 1776 zu Berlin geb. T. trat in Schadow's Werkstätte, wo er bis 1797 verblieb. Seine Arbeiten erregten die Aufmerksamkeit des Staatsmin. v. Heinitz und verschafften T. eine Unterstützung zu einer 3jährigen Studienreise, die ihn in Begleitung seines Freundes v. Burgsdorf nach Dresden, Wien und dann (1798) nach Paris führte. T. kehrte 1801 aus Paris, wo der Umgang der ausgezeichnetsten Menschen ihn förderte, über Weimar nach Berlin zurück, um es bald darauf gegen Weimar zu vertauschen, wo die mannichfaltigsten Arbeiten zur Ausschmückung des neuen Schlosses ihm aufgetragen waren. Göthe, der den jungen Künstler aufmunternd ausgezeichnet hatte, ward dabei ein wohlwollender Berather. Noch fand sich Muße zur Ausführung mancher Büste, von denen die des Kritikers F. A. Wolf, J. H. Voß, Göthe's Büste und mehrere der fürstl. Familie, die selbst in Marmor ausgeführt wurden, zu den gelungensten gehören. Aber kaum hatte der Künstler, der als Professor mit Weimar enger verbunden schien, dort seine Aufträge vollendet, als er zur Reise nach Italien sich anschickte, die er (1805) von München aus, in Gesellschaft seines Bruders Ludwig, des Barons v. Runrohr und der Gebrüder Riepenhausen, antrat. Im Aug. 1805 trafen sie in Rom ein. Italien litt damals wie Deutschland an jenen Erschütterungen, die seine innere Ordnung auflösten. Von dortaus folgte er der Einladung des damaligen Kronprinzen von Baiern (1809) nach München. Unter den

Büsten, die in München entstanden, sind die des jetzigen Königs, Schelling's, Friedr. Jacobi's und die seines Bruders, auch außer dem Kreise, für den sie zunächst bestimmt waren, bekannt und anerkannt worden. 1812 kehrte unser Künstler von München über Zürich und Bern nach Italien zurück. Das Zusammentreffen mit Bartolini, einem Freunde aus der Zeit der pariser Studienjahre, der in Carrara als Prof. der dortigen Akademie angestellt ist, bestimmte den Aufenthalt zu verlängern, und als Rauch wenige Monate später auch in Carrara eintraf, um sein Denkmal der Königin auszuarbeiten, wurde der Plan einer Weiterreise aufgegeben. Ein Atelier verband von nun an beide Künstler, und als 1817 Rauch nach Berlin zurückkehrte, um das Denkmal in der Todtenhalle zu Charlottenburg aufzustellen, blieben die nachgelassenen Arbeiten unter T. anordnender Aufsicht. Die letzte Arbeit, die unser Künstler in Carrara begann, war der eine jener Candelaber, welchen die Offiziere der preuß. Armee dem Andenken des Marquis la Roche Jaquelin weihten; aber erst in Berlin, wohin T. 1819 zurückkehrte, einen Theil der Marmorarbeiten geleitend, die durch ihn und Rauch in Carrara geschaffen worden waren, wurde dieser Candelaber vollendet. Der Bau des neuen Schauspielhauses in Berlin gab T. für mehrere Jahre durch plastische Arbeiten zu dessen Ausschmückung Beschäftigung.

Tiedge (Christoph August), der unter den lyrischen Dichtern Deutschlands einen ausgezeichneten Platz behauptet, ward den 13. Dec. 1752 zu Gardelegen in der Altmark geb. Sein Vater war hier Rector der Stadtschule, später aber Conrector am Gymnasium zu Magdeburg, wo er 1772, gerade in dem Zeitpunkte, als jener sein ältester Sohn die Universität beziehen wollte, starb, und eine zahlreiche Familie in der größten Dürftigkeit hinterließ. T., der sich der Rechtswissenschaft widmete, entwickelte während seines 3jährigen Aufenthalts

zu Halle ausgezeichnete Fähigkeiten. Nach vollendeten Studien ging er 1776, die juristische Laufbahn bei Seite lassend, nach Elrich in der Grafschaft Hohenstein als Erzieher. Hier, in einer herrlichen Gegend, trat er bald in nähere Bekanntschaft mit dem liebenswürdigen Dichter Göckingk, und lebte mehrere Jahre seinem Berufe und den Musen, die ihn mit Gleim und Klamer Schmidt in Verbindung brachten. Auch machte er hier schon die nähere Bekanntschaft der Frau v. d. Recke. Die ersten dichterischen Versuche T.'s stehen in der Zeitschrift »Olla Potrida«; auch findet man, von den namhaft gemachten Jahren an, seine frühern Gedichte, die Beifall erhielten, in den von Bürger und Voß herausgegeb. Musenalmanachen. Eins seiner frühesten Lieder: »Nicht bloß für diese Unterwelt schließt sich der Freundschaft Band«, wurde Volkslied. Nachdem T. 1784 einen Besuch bei Gleim gemacht hatte, folgte er dessen Einladung, und zog nach Halberstadt, wo er in ununterbrochener Verbindung mit demselben und mit Klamer Schmidt lebte. 1792 zog er zu dem Domherrn v. Stedern als Gesellschafter und Privatsecretair, und blieb auch nach dem im nächsten Jahre erfolgten Tode des Domherrn als Erzieher der beiden Töchter des Verst. bei dessen Familie, mit der er nach Neinstedt bei Quedlinburg, und im Anfange 1797 nach Magdeburg zog, wo er mit Archenholz, Matthisson und v. Köpken glückliche Tage verlebte. Fortdauernde körperliche Leiden der Frau v. Stedern bestimmten sie, das benachbarte *Quedlinburg zu ihrem Wohnorte zu wählen* (1798). T. begleitete seine Freundin dorthin, wo sie 1799 starb. Zwar hatte sie durch testamentarische Verfügungen für T.'s Unterhalt gesorgt; auch hatte er durch Gleim's Vermittelung am Domstifte zu Halberstadt eine kleine Vicariatspräbende (ein Domcommissariat) erhalten; aber sein Gemüth war durch diesen Verlust zu tief erschüttert, als daß er in einer Gegend hätte länger verweilen können, was Alles ihn mit schmerz-

lichen Erinnerungen erfüllte. Er überließ daher seine Präbende einem jüngern Bruder, machte mehrere Reisen im nordöstlichen Deutschland und hielt sich abwechselnd längere Zeit zu Halle und Berlin auf, in welcher letztern Stadt er wieder mit Frau v. d. Recke zusammen traf. T. ward ihr Genosse und Gesellschafter, machte mit ihr mehrjährige Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien (1805—8), und lebt als treuer Lebensgefährte bei der würdigen Matrone gewöhnlich den Winter zu Berlin, seit 1819 in Dresden, in den Sommermonaten in den böhmischen Bädern zu Teplitz und Karlsbad. T. erwarb sich als Dichter zuerst einen Namen durch seine poetischen Episteln, eine Dichtungsart, welche damals durch Gleim, Jacobi, Klamer Schmidt und Göckingk mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde. Durch solche Eigenschaften empfohlen, trat er 1801 mit seiner »Urania«, einem lyrisch-didaktischen Gedichte, hervor. Allgemeinen Beifall fanden seine »Elegien und vermischten Gedichte« (2 Thle.).

Tiefe, in der Geometrie die Ausdehnung eines körperlichen Raums von seiner obern Fläche (nicht Oberfläche) abwärts gerechnet, im Gegensatz der Höhe oder der Entfernung von der Unterfläche (Basis) nach der Spitze oder obern Fläche. In der Astronomie nennt man Höhe oder Tiefe eines Gestirns den zwischen dem Mittelpunkte desselben und dem Horizonte enthaltenen Bogen des Verticals.

Tiefsinn. Hierunter versteht man 1) die fortdauernde und unwillkürliche Schwermuth (s. Melancholie); 2) in einem andern Sinn aber setzt die Psychologie den Tiefsinn dem Witz und dem Scharfsinn entgegen. Sie versteht dann darunter eine Beschaffenheit des philosophischen Geistes, oder den in die Tiefe der Gegenstände (der Natur und des Geistes) eindringenden Sinn, welcher auf die ursprüngliche Einheit und das Wesen der Dinge gerichtet ist.

Tielke (Johann Gottlieb), militairischer Schriftsteller, geb.

1731 auf dem Schlosse Tautenburg in Thüringen, gest. als kurf. sächs Capitain der Artillerie 1787.

Tierney (Georg), Mitglied der Gemeinen im Parlament und als Oppositionsredner vorzugsweise bekannt.

Tiers état (fr.), in Frankreich der dritte Stand der Unterthanen, welcher alle die, die weder zum Adel, noch zur Geistlichkeit gehören, begriff. Durch Zusammentreten mit diesen beiden letzteren Ständen wurde hauptsächlich die Revolution mit bewirkt. Siëyes machte sich durch seine Schrift: »Qu'est ce que le tiers état?« sehr berühmt. (s. Siëyes.)

Tiflis (Teflis), Hauptstadt des russischen Gouvernem. Grusien, am Kur oder Cyrusfluß, besteht aus der Altstadt, Neustadt und den beiden Vorstädten Awlabari und Isni; Schloß, 3684 H. 33,000 Ew. Fabriken in Leder, Seiden- und Wollenwaaren, Band- und Eisenwaaren; Stückgießerei, Münzstätte, Leinwanddruckerei, Handel mit Persien; warme Schwefelbäder. In der Nähe Steinsalzgruben und die deutsche Ansiedlung Neu-Tiflis.

Tigranes, *ein berühmter König von Groß-Armenien im letzten Jahrh. vor Chr.* Mit seinem Schwiegervater Mithridates (s. d.) im Bündnisse gegen die Römer, eroberte er einen großen Theil von Cappadocien, Cilicien und Syrien, woraus ihn erst Pompejus nach 18 Jahren vertrieb; er eignete sich zuletzt den stolzen Titel eines Königs aller Könige an. Mit den Römern in neuen Krieg verwickelt (indem Lucullus die Auslieferung des Mithridates von ihm verlangte), wurde er geschlagen, und ob er gleich sich wieder erholte, empörte sich doch nun sein eigener Sohn wider den Vater, der endlich, im Vertrauen auf des Pompejus Großmuth, diesem selbst sich freiwillig ergab. Pompejus gab ihm auch wirklich einen Theil seiner Länder zurück, schickte in der Folge den Sohn desselben in Ketten nach Rom, und Tigranes,

mit dem Titel eines Freundes und Bundesgenossen des röm. Volks, starb endlich in seinem 85sten Jahre.

Tigris, einer der größten Ströme Asiens, der in Armenien entspringt, sich in mehrere Arme theilt und mit dem Euphrat vereinigt. Er bildet die östliche Grenze Mesopotamiens und führt noch jetzt den alten medischen Namen, der einen Pfeil bezeichnen und die Schnelligkeit seines Laufes andeuten soll. Bei Bagdad, durch mehrere Nebenflüsse verstärkt, beträgt seine Breite, nach Niebuhr, 600 Fuß.

Tilgungsfonds, vgl. Amortisiren. Das in England durch Pitt erschaffene und von Grenville vertheidigte System des Tilgungsfonds wurde 1828 von demselben Lord Grenville in einer Flugschrift so bündig als irrig dargestellt, daß man die Abschaffung desselben erwarten kann. Nur die Abtragung der Schuld durch einen Ueberschuß der Einnahme über die Ausgabe bringt Vortheil, indem sie zugleich die Zinszahlung tilgt und dadurch die Bürden des Volks vermindert.

Tilly (Johann Tzerklas, Graf v.), einer der furchtbarsten Helden des 30jährigen Krieges. Geb. 1559, kam er, für den geistlichen Stand bestimmt, zu den Jesuiten, nahm aber den Degen, ging in spanische, dann in baierische Dienste, wo er Oberfeldherr und der Schöpfer der baierischen Kriegsmacht ward. Als Generallieutenant bei der kathol. Ligue zeichnete er sich bei der ligistischen Armee außerordentlich aus, und 1623 in den Grafenstand erhoben, ward er endlich an Walsteins Stelle Generalissimus der kaiserl. und Reichsarmee. Magdeburg wurde unter furchtbaren Grausamkeiten von ihm 1631 erobert, auch Leipzig fiel in demselben Jahre noch in seine Hände; allein in der merkwürdigen Schlacht bei Breitenfeld (7. Sept.) wurde er von Gustav Adolph gänzlich geschlagen, mußte mit 600 Mann Ueberbleibseln bis an die Weser flüchten, richtete dann seinen Marsch nach der Bergstraße, und endete endlich, von einer Falkonetkugel tödtlich ver-

wundet, zu Ingolstadt 1632 sein Leben, von den Flüchen der Men
heit begleitet. List und Behutsamkeit paarten sich bei ihm; blin
Religionseifer und blutdürstiger Verfolgungsgeist kamen hinzu,
ihn, der auch in seinem Aeußerlichen — klein, hager, auf einem klei
weißen Klepper reitend, mit kurzem Wämschen von grünem Atl
kleinem Hütchen mit vier Krempen, aber mit langer rother überh
gender Feder — schon einen widrigen Eindruck machte, vollends g
seinen Zeitgenossen abscheuwürdig zu machen, so einen unersetzlich
Führer auch die kaiserl. Armee an ihm hatte.

Tilsiter Friede heißt der am 7. Juli 1807 zwischen Fra
reich, Rußland und Preußen abgeschlossene Friede, kraft dessen die v
Polen 1772 abgerissenen Provinzen ein neues Herzogthum Warsch
unter Regierung des Königs von Sachsen, bilden; aus den von Pr
ßen abgetretenen, so wie von Napoleon eroberten braunschweigisch
und hessischen Ländern das Königreich Westphalen (unter Napoleo
Bruder Hieronymus) zusammengeschmolzen werden sollte. (s. N
poleon.)

Timaeus, von Lokri in Unteritalien (Großgriechenland),
Pythagoräer, war Lehrer des Plato, der einen seiner Dialogen nach ih
benannt hat. T. beschäftigte sich vorzüglich mit der Erforschung d
Natur; allein die Echtheit der unter seinem Namen vorhanden
Schrift wird von Meiners u. A. bezweifelt, dagegen von Tiedeman
und Bardili vertheidigt. Meiners hält sie für einen Auszug a
Plato's Timäus.

Timarioten, s. Zaims.

Timbuktu, s. Tombuktu.

Timokratie, nach Aristoteles diejenige Staats- oder Regi
rungsform, wo die Gesetze ein gewisses Vermögen bestimmen, desse
Besitzer allein zu den höchsten Staatsämtern fähig sein sollen.

Timoleon, ein geborener Korinther, gleich groß als Feldherr, Gesetzgeber und Richter, war der wärmste Freund der Freiheit und des Vaterlandes, ebenso streng gegen fremde Ungerechtigkeit als gegen sich selbst. Nur eine That war es, die ihm Viele nicht verzeihen konnten, und die allerdings einen Schatten auf ihn wirft, die Ermordung seines Bruders Timophanes, bei welcher er Zeuge und sogar Theilnehmer war, wenngleich er nicht selbst Hand anlegte. Indeß konnte T. durch den Beweggrund einigermaßen entschuldigt werden. Timophanes ging nämlich damit um, sich widerrechtlich zum Beherrscher Korinths zu erheben, und fing bereits an, den Tyrannen zu spielen. Vergebens waren alle Vorstellungen T.'s, und er beschloß endlich, die Freiheit seiner Mitbürger, wenn es sein müßte, selbst mit dem Tode seines Bruders zu erkaufen. Er ging mit einigen Bewaffneten zu ihm, und da auch jetzt Timophanes trotzig allen Bitten widerstand, tödteten ihn jene, während T. abseits stand und das Haupt verhüllte. So froh man war, des Tyrannen los zu sein, so behielt doch bei den Meisten der Gedanke des Brudermordes etwas Gehässiges. T. selbst machte sich heftige Vorwürfe über das Geschehene und bestrafte sich durch eine freiwillige Verbannung aus der Vaterstadt. 20 Jahre nachher, als die Syrakuser Korinth um Hülfe gegen den Tyrannen Dionysius d. Jüng. baten, rief man ihn zurück und stellte ihn an die Spitze der Hülfsschar. T. war siegreich, nöthigte den Dionysius, Syrakus zu verlassen, und zwang auch die Carthaginienser, ihrer Herrschaft über Sicilien zu entsagen (ungefähr 340 vor Chr.). Nachdem er so die Freiheit wiederhergestellt, die Entflohenen und Vertriebenen zurückgerufen und statt der von dem Zwingherrn angelegten festen Burgen öffentliche Gebäude hatte erbauen lassen, gab er auch den Bürgern eine neue, bessere und fest gegründete Verfassung; darauf legte er die ganze ihm anvertraute Gewalt, die er leicht hätte behaupten können, freiwil=

lig nieder und zog sich in das Privatleben zurück. Sein Lohn war di allgemeine Achtung der Sicilianer, unter denen er seine noch übrige Tage anspruchlos verlebte. Sie nannten ihn laut ihren Wohlthäte ihren Vater, keine Sache von Wichtigkeit wurde beschlossen, ohne ih erst um seine Meinung befragt zu haben, und diese allgemeine kindlic Ehrfurcht blieb ihm bis zum Tode, der in einem sehr hohen Alter er folgte. Ganz Sicilien beweinte ihn, eine zahllose Menge aus alle Städten folgte seiner Leiche, und jährlich ward ihm zu Ehren eine Tod tenfeier veranstaltet. So lebte und starb T., gewiß einer der größte und edelsten Männer, nicht nur des griech. Volkes, sondern aller Vö ker und aller Zeiten.

Timon, ein Athenienser (ungef. 420 vor Chr.), welcher sic besonders durch sein menschenfeindliches Wesen auszeichnete und au alle Menschenhasser seinen Namen forterbte. Auch nach seinem Tod wurde sogar die Erde um sein Grab, am Ufer des Meeres weggespül so daß eine Insel daraus entstand und ihn von den übrigen Menschen trennte. In der Grabschrift wünschte er selbst noch den Lesern alle Unglück auf den Hals. — Noch gab es einen andern Timon, der Phi losoph genannt, einen Skeptiker, ungef. i. d. 127. Olymp. Ihn werden viel Lust- und Trauerspiele zugeschrieben, wovon aber keine auf uns gekommen ist. Von seinen Sillen sind nur noch Bruchstück vorhanden, die den Verlust der übrigen um so mehr bedauern lassen.

Timur (d. i. Eisen), auch Timur-Beg oder Timur Leng, d. i der lahme Timur, weil er hinkte, gewöhnlich Tamerlan genannt, ei berühmter Eroberer Asiens, geb. um das J. 1336. Er selbst leitet seine Abkunft von Dschingis-Khan (s. d.) her; nach A. ist er der Sohn eines Hirten, nach A. ein mongolischer Emir gewesen. Als die mon golische Dynastie von Dschagatai in Verfall gerieth, bemächtigte sich T. der obersten Gewalt, machte Samarkand (s. d.) zum Hauptsitze sei

nes neuen Reiches, eroberte nach und nach Persien, das ganze Mittelasien und 1398 Hindostan, von dem Indus bis zur Mündung des Ganges. Blut und Verwüstung bezeichneten seine Siege; indeß breitete sich sein Ruhm aus. Daher suchten die Fürsten Kleinasiens, die der osmanische Sultan Bajazeth I., der seit dem Siege bei Nikopolis (1396) auch Europa in Schrecken setzte, unterjocht hatte, bei ihm Beistand und Schutz. Sofort überzog T. Bajazeth's Staaten in Kleinasien mit einem mächtigen Heere, Bajazeth hob die Belagerung von Konstantinopel auf und ging ihm entgegen. Die Schlacht am 20. Juli 1402 in der Ebene von Ancyra, dem heutigen Angora, in Natolien, entschied. Bajazeth's Heer ward gänzlich geschlagen, und er selbst auf der Flucht gefangen. T. ließ ihn in einer vergitterten Sänfte (Kafes genannt) von 2 Pferden tragen; daher das Märchen vom eisernen Käfig. T. verwüstete hierauf die osmanischen Staaten. Dadurch ward der Untergang des schon sehr geschwächten griechischen Kaiserthums aufgehalten; denn auch T. starb, als er sich zu einem Zuge gegen China rüstete, 1405 im 69. Jahre seines Alters. Nach seinem Tode ward sein Reich durch innere Unruhen erschüttert und zerfiel in mehrere Theile. Einer seiner Nachkommen, Babur (Baber), eroberte 1498 — 1519 Hindostan und ward der Stifter des Reichs des Großmoguls. (Vgl. Mongolen.) T. war ein außerordentlicher Mann. Er schätzte die Wissenschaften und hatte selbst gelehrte Kenntnisse, wie dies auch seine Institutionen (s. Langlès, »La vie de Timour«) beweisen. Ein Deutscher aus München, Namens Schiltberger, war bei ihm Geheimschreiber. (s. seine Schrift: »Schiltberger der vil wunders erfahren hatt«, Ulm 1473, Fol.) T.'s Eroberungssucht und Grausamkeit kannten keine Grenzen. Ein besonderes Vergnügen gewährte es ihm, große Haufen von abgehauenen Köpfen besiegter Feinde vor sich aufschichten zu lassen.

Tinctur, eigentl. eine scharfe Nässe, wodurch man aus einem Körper die Kraft nebst der Farbe auszieht und dadurch färbt; in der Medicin ein flüssiger, ganz dünner Extract (zum Untersch. von Elixir, Essenz ꝛc.), dessen Basis Wasser, Wein oder Spiritus ist. Meistens werden sie aus den Erdgewächsen, besonders aus den Blumen gezogen. — Ueberdies heißt in d. Wppkst. Tinctur das, womit das Feld eines Wappens oder die Figuren in demselben angestrichen werden. — Die **Tinctur der Philosophen**, tinctura solis, s. Goldtinctur.

Tindal (Matthews), ein scharfsinniger englischer Rechtsgelehrter und Schriftsteller, geb. 1655 zu Bear Ferrers in Devonshire. T. starb zu Oxford, als Senior des Collegiums aller Seelen, 1733. Ein großer Feind der engl. Geistlichkeit, griff er ihre Rechte und Freiheiten in Schriften an. Bei Hofe war er sehr beliebt und leistete der Krone überaus wichtige Dienste.

Tino (die alte Tenos), eine von den Cykladen im griech. Archipel, 4 QM., 20,000 Einw., reich an Seide, Früchten, Getreide. Im Alterthum lag bei der Hauptst. Tenos ein Tempel des Neptun in einem uralten heil. Walde, eine der ältesten Freistätten Griechenlands. Hier haben die Primaten 1825 eine hellenische Schule gegründet. Auch werden hier griechische Trauerspiele aufgeführt, z. B. »Marc Botsaris« und »Megakles«.

Tintoretto. Unter diesem Beinamen ist der venetianische Maler Giacomo Robusti berühmt, ein fruchtbarer und feuriger Historienmaler, geb. zu Venedig 1512, gest. 1594. Sein Vater war ein Färber, wovon er jenen Beinamen bekam.

Tippo Saheb (Tippo Saib), Sultan von Mysore, ein Sohn Hyder Ali's (s. d.), geb. 1751, bestieg den Thron am 10. Dec. 1782. Nach dem Wunsche seines sterbenden Vaters hatte er den Briten unversöhnlichen Haß geschworen; daher setzte er den Krieg ge=

¡en sie fort, bis er ihn, weil der vón den Franzosen geleistete schwache Beistand vermöge des pariser Friedens von 1783 aufgehört hatte, und ie Maratten auf die Seite der Engländer getreten waren, durch den Frieden zu Mangalore (11. März 1784) ohne Nachtheil endigte. Sein Reich hatte damals einen Flächenraum von 4600 QM. und rug 20 Mill. Thlr. jährl. Einkünfte. Das Land war trefflich an= ebaut, gut bevölkert, und das Volk, obgleich ein Hindustamm, mit er mohamedanischen Regierung zufrieden. Allein bald zeigte sich L. fanatisch unduldsam. Er ließ Brahminen halb todt prügeln oder nit Gewalt beschneiden, wenn sie nicht gutwillig ihren Glauben ver= :ugnen wollten; er ließ den Christen in Kanara und Mysore die Kir= hen einäschern und behandelte sie mit solcher Härte, daß über 70,000 uswanderten. Darauf griff er, obgleich sein Versuch, durch eine glän= ende Gesandtschaft (1787) Frankreich zum Kriege gegen England zu ewegen, mißlungen war, einen Verbündeten der Briten, den Rajah on Travankore, den einzigen noch unabhängigen Nairen=Fürsten auf er Küste Malabar, unter einem nichtigen Vorwande an. Nun schlos= en die Briten gegen T. einen Bund mit den Maratten und dem Su= ah von Dekan. Schon 1790 und 1791 eroberten sie mehrere feste)läße in Mysore. 1792 drangen ihre Heerführer, Lord Cornwallis nd Abercrombie, bis gegen Seringapatam vor, erstürmten das Lager es Sultans und belagerten ihn in seiner Hauptstadt. Nun bat T. m Frieden, der den 24. Febr. 1792 zu Stande kam. Er zahlte den Verbündeten als Kriegskosten 33 Mill. Rupien und trat ihnen die leinere Hälfte seiner Staaten ab, nebst den Grenzfestungen und den Gebirgspässen; davon erhielten die Maratten 300, der Nizam 612 nd die Engländer 552 QM., welche theils zu Madras, theils zu Bombay geschlagen wurden. T. konnte diesen Verlust nicht ver= hmerzen. Er suchte daher die indischen Mächte, namentlich den Kö=

nig von Kandahar, Zeman Shah, die Maratten und den Nizam gegen England aufzuwiegeln, welches ihm jedoch nicht gelang. Auch schloß er mit dem franz. Capercapitain Ripaud, der zufällig (1796) in seine Staaten gekommen war, einen geheimen Bund mit Frankreich gegen England ab und schickte einen Gesandten nach Isle de France, um die Ueberschiffung des franz. Hülfsheers zu betreiben. Der franz. Gouverneur wollte nun zwar den Vertrag, ohne erst die Vollmacht dazu aus Frankreich erhalten zu haben, nicht unterzeichnen; doch foderte er die Einw. der Insel durch eine gedruckte Proclamation auf, in die Dienste des Sultans zu treten. Dadurch wurde T.'s Geheimniß den Engländern kund. Von Bonaparte's Ankunft in Aegypten unterrichtet, dachten sie sich die Kriegsrüstungen des Sultans damit im Zusammenhange, sowie dessen geheime Unterhandlungen mit den indischen Fürsten. Da er nun auf ihre Anfragen nur ausweichende oder gar keine Antwort gab, und den 7. Febr. 1799 seinen General Du Bac über Tranquebar an das franz. Directorium abreisen ließ, auch die verlangte Einstellung der Rüstungen und die Wegschaffung der Franzosen aus seinen Staaten verweigerte, so beschlossen sie dem Angriffe ihres unversöhnlichen Feindes zuvorzukommen, und erklärten den 22. Febr. nebst ihren Verbündeten, den Maratten und dem Nizam, dem Sultan den Krieg. Beide Bundesgenossen brauchten jedoch wegen innerer Unruhen ihre Truppen selbst; daher die Briten den Kampf allein bestanden. 2 Heere, das östliche von Bombay unter Stuart und das westliche unter Harris, rückten in T.'s Länder ein, schlugen den Sultan in 2 Treffen, den 4. und 6. März, worauf er sich in seine Festung Seringapatam flüchtete. Vor diesem Platze vereinigten sich den 14. April die beiden britischen Heere; am 22. fing die Belagerung an und am 4. Mai ward das für unüberwindlich gehaltene Seringapatam mit Sturm erobert. Der Sultan fiel auf dem Walle mitten

im Kampfgewühl. Sir Arthur Wellesley (Wellington) wurde zum Gouverneur der Stadt ernannt. Aus Politik theilten die Briten das Reich Mysore mit ihren Bundesgenossen, obgleich sie den Aufwand der Kriegskosten fast ganz allein bestritten hatten. Die Maratten erhielten 228, der Subah von Dekan 480, die Engländer 764 QM., wovon 324 QM., nebst der Hauptst. Seringapatam zu Bombay, 440 aber zu Madras geschlagen wurden. Den Rest von 1190 QM. erhielt, als britischer Vasall, der in dem Staatsgefängnisse befindliche junge Rajah Kisna, der einzige 5jährige Sohn des 1796 in T.'s Gefangenschaft verstorbenen letzten Rajah, dem das alte Mysore als Erbeigenthum seiner Familie gehört hatte. Auf seine Kosten hält die Präsidentschaft Madras in den mysorischen Festungen ein Corps Truppen als Garnison, und bei eintretenden Kriegen der ostindischen Compagnie muß er einen Theil der Kriegskosten tragen. T.'s Nachkommenschaft, aus 13 Söhnen und vielen Töchtern bestehend, sowie seinen Frauen und andern weiblichen Verwandten, ward die Festung Vellore im Carnatic zum Wohnorte, und eine jährliche, von den Engländern zu zahlende Pension von 720,000 Rupien angewiesen. Tippo Saheb war an seinem Unglücke selbst Schuld. Er hatte seine alten Minister und Offiziere verstoßen und war mit Schmeichlern umgeben; vorzüglich traute er seinen franz. Rathgebern. Diese leidenschaftliche Verblendung abgerechnet, war er einer von den großen und kühnen Köpfen, welche die Natur nur selten hervorbringt. Tief durchdachte Plane, kühne Unternehmungen, kluge Ausführung, Mäßigung im Glücke zeichneten ihn aus. Er umfaßte mit einem Blicke die verschiedensten Gegenstände der Staatsverwaltung und des Kriegs, und bewies bei den erstern ebenso viel Politik, als bei den letztern List und Verschlagenheit. Krieg und Schlachten waren die Lieblingsgegenstände seines Nachdenkens. Seine schätzbare Bibliothek, sowie sein

Tiger, der einen britischen Offizier zerreißt, ein Automat, an welchem sich T. oft nach der Tafel belustigte, ist jetzt in dem Versammlungshause der ostindischen Gesellschaft zu London aufgestellt.

Tiraboschi (Girolamo), gelehrter Literator, geb. 1731 zu Bergamo, starb zu Modena 1794, ein zu frühes Opfer seines rastlosen Fleißes. Berühmt ist sein Werk: »Storia della letteratura italiana«, welche nach und nach in 14 Bdn. erschien.

Tiraden nennt man eine lange Reihe von Worten über einen und denselben Gegenstand, einen Wortschwall über Dinge, welche weit kürzer vorgetragen werden könnten, ausgeschmückte Gemeinplätze. Wahrscheinlich rührt die Benennung von dem ital. Kunstausdrucke in der Musik: Tirata, her, welcher sonst eine Reihe Noten von einerlei Gattung, die, stufenweise hinauf- oder hinabgehend, auf einander folgen, bezeichnete. Auch ist dieser Ausdruck in der Tanzkunst üblich.

Tiresias (Mythol.), ein berühmter blinder Wahrsager aus Theben. Die Ursache seiner Blindheit wird sehr verschieden erzählt. Seine Mutter, die Nymphe Chariklo, welche umsonst von den Göttern die Wiederherstellung seines Gesichts erflehte, beschenkte ihn dafür mit der Wahrsagerkunst und einem außerordentlich scharfen Gehöre. Auch soll er große Kenntniß der Sterne gehabt, und übrigens ein sehr hohes Alter (auf 9 Menschenalter) erreicht haben.

Tirol, 1) (Geogr.), gefürstete Grafschaft im österreich. Kaiserthum, grenzt nördlich an Baiern, östlich an Oesterreich ob der Ens und Illyrien, südlich an die Lombardei und Venedig, westlich an die Schweiz und den Bodensee; 516½ QM. groß, mit 700,000 E., mit Einschluß von Vorarlberg aber 789,800 E. Das Land ist ein hohes Gebirgsland der norischen, rhätischen und tyroler Alpen mit dem Orteles 14,466 Fuß hoch, Tschernowand von 11,645 Fuß Höhe, dem Patteykogel 9756 Fuß, dem Sollstein 9106 Fuß, dem Bernina 7193

Fuß, dem Brenner 6063 Fuß hoch u. a. Alpen und Fernern oder Gletschern. Letztere bilden vom Ursprunge der Etsch durch das Land bis zum Zillerthale eine ununterbrochene Kette. Flüsse, Bäche und Seen sind zahlreich. Von ihnen sind der Etsch, Nos und Neis, Passeyr, Eisack, Avis, die Brenta, Drave, Gail, Isar, Iller, der Lech, Inn, Rhein die größten. Erzeugnisse des Landes sind: Getreide, Hanf, Flachs, Taback, Obst, Wein, Salz, Wachs, Eisen Kupfer, Silber, Galmei, Marmor, Alabaster, Farbenerden, Steinkohlen, Kobalt rc. Seiden= und Baumwollenspinnerei, Färbereien, Metallarbeiten, Spitzenklöppeln, Wollteppichweben, Verfertigung von Holzwaaren, Tabacksfabriken, Glashütten, Papiermühlen, Kupfer= und Eisenhammer, Handel mit Wein, Obst und Kanarienvögeln. Tirol ist in die 7 Kreise: Unter=Innthal, Ober=Innthal, Etsch, Pusterthal, Trient, Roveredo und Bregenz oder die vorarlbergischen Herrschaften eingetheilt. Seine Hauptstadt ist Insbruck. 2) (Gesch.) Tirol wurde anfangs von celtischen und gallischen Stämmen bewohnt, wovon die Rhätier die bekanntesten sind. Unter des ersten römischen Kaisers August Regierung wurde die Eroberung des Landes nach vielen Schwierigkeiten vollendet, und die Römer machten sich zugleich um den ersten Anbau desselben verdient. Wie die römische Größe hinsank, so ging auch der Wohlstand des Landes unter, welches dann über ein Jahrhundert hindurch der Tummelplatz der Völker war, die Roms Herrschaft vertheidigten und bekämpften. Marcomannen, Alemannen, Gothen, besonders die Hunnen unter Attila, verheerten es wechselsweise. Nach dem gänzlichen Sturze des abendländischen Kaiserthums gerieth es unter die Herrschaft der Gothen. Als diese zertrümmert wurde, kam der südliche Theil Tirols in die Gewalt der Longobarden, der nördliche ward von den Bojen oder Bojoaren (Baiern) besetzt. Hierauf wurde Tirol den Franken unterworfen, welche es, gleich an=

dern fränkischen Landen, in Gaue theilten und von Grafen verwalten ließen. Nach dem Erlöschen des carolingischen Hauses und nach der Wiedereinsetzung bairischer Herzoge nahmen diese auch wieder den größten Theil von Tirol in Besitz, und unterwarfen sich die Grafen als Vasallen, welche sich unterdessen, während der Unordnungen im fränkischen Reiche, und bei der Schwäche seiner Regenten, die ihnen Anfangs zur Verwaltung anvertrauten Gauen erblich zugeeignet hatten. Doch blieben noch einige mächtige Dynasten übrig, unter welchen sich besonders die Grafen von Andechs auszeichneten. Einem Grafen aus diesem Hause, Berthold IV., gab Kaiser Friedrich I., nach der Achtserklärung des bairischen Herzogs, Heinrichs des Löwen, Tirol zu Lehen. Berthold war der erste tirolische Landesfürst, der seinen Sitz in Meran hatte, und sich einen Herzog von Meran nannte. Schon im 12. Jahrh. erscheinen mächtige Grafen von Tirol in der Geschichte, deren Stammschloß die alte Bergfeste Terioli war. Einer derselben, Heinrich genannt, hinterließ eine einzige Tochter in der bekannten Margaretha Maultasche, welche ihren Vettern, den Herzogen von Oestreich, 1359 ihre Besitzungen in Tirol verschrieb. So kam Tirol an das Haus Oestreich, welches 1369 die bairischen Ansprüche mit Gelde abkaufte und 1803 die bis dahin reichsunmittelbar gewesenen Gebiete der Bischöfe von Trient und Brixen einzog. Durch den presburger Frieden 1805 wurde Tirol, nach diesem Umfange, an Baiern überlassen, welches aber davon einen kleinen Bezirk im Süden, und 1810 den ganzen südlichen Theil jenseits der Hauptkette der Alpen an das Königreich Italien, und den östlichen Theil des Pusterthales an die neugeschaffene Provinz Illyrien abtreten mußte. Beide letztern Theile wurden 1814 wieder von Oestreich erobert, und der bairische Antheil in eben diesem Jahre von Baiern wieder an Oestreich abgetreten, welches hierauf auch die salzburgischen eingeschlossenen Landestheile, näm-

lich das Ziller- und Brixenthal und Windisch Matray, damit vereinigt hat.

Tironianische Note (notae Tironianae) s. Abbreviaturen.

Tischbein, eine berühmte deutsche Künstlerfamilie, von der wir nur 2 der vorzüglichsten Mitglieder hier aufführen. 1) **Johann Heinrich**, der Erste oder Aelteste genannt, geb. 1722 zu Heyna in Hessen, ging, von dem kurmainzischen Großhofmeister, Grafen v. Stadion, unterstützt, 1743 nach Paris, wo er bis 1748 bei K. A. Vanloo studirte. Hierauf begab er sich nach Venedig, fand in dem Maler J. B. Piazetta einen Lehrer und Freund. 1752 ward er Cabinetsmaler des Landgrafen von Hessen-Kassel. Er starb in Kassel 1789. Als Künstler zeichnete er sich besonders in der historisch-mythologischen Malerei aus, weniger im Bildniß. 2) **Johann Heinrich Wilhelm T.**, gewöhnlich **Heinrich Wilhelm** genannt. Er ist der Sohn eines Schreiners und Kirchenältesten zu Heyna (wo er 1751 geb. ward) und ein Brudersohn des Vorhergehenden. Joh. Heinr. unterrichtete ihn in der Geschichtsmalerei. Zu Hamburg copirte er darauf 3 Jahre lang eine Menge Kunstwerke, vorzüglich Bildnisse. 1770 besuchte er Amsterdam und andre Städte der Niederlande und kehrte 1772 nach Kassel zurück, verfertigte dort Landschaften und Bildnisse, besuchte zuweilen Hannover und ging auf Empfehlung der Landgräfin nach Berlin, wo er viele Personen des Hofes mit Beifall malte und endlich 1779 mit landgräflicher Unterstützung durch die Schweiz nach Rom reiste. Von Rom ging er 1787 nach Neapel, wurde von der Königin für das Portrait des Kronprinzen sehr reichlich beschenkt und 1790 als Director der dortigen Malerakademie angestellt. Mit einem kleinen ausgesuchten Theile seiner Kunstschätze schiffte er sich 1799 auf einem neutralen Schiffe nach Livorno ein, ward verschlagen,

von franz. Schiffen gecapert, aber mit seiner ganzen Habe wieder fre gelassen, und kam nach einer 4monatlichen Reise und vielen Mühs ligkeiten zu Kassel an, lebte 1800 zu Göttingen und Hannover, u von da an fast immer zu Hamburg und Eutin, als Künstler u Mensch in gleich hohem Grade geachtet. T. hat auch mehrere artis sche Werke herausgegeben und zum Theil mit Aetzarbeiten ausgesta tet. Unter den frühern ist die Sammlung seiner Thierstudien u. T.: »**Têtes de différens animaux, dessinées d'après natu pour donner une idée plus exacte de leurs caractères**« (Neap 1796 2 Bde., gr. Fol.). Ein besonderes Lieblingsstudium war näm lich für ihn, die Physiognomien der Menschen mit denen der Thie zu vergleichen, auf welche Idee er wahrscheinlich durch seinen Umgan mit Lavater gekommen war. Zum Werke über die Hamilton'sche Vasen gab er den ersten Gedanken an, und von ihm sind auch d scharfsinnigsten und zugleich einfachsten Erläuterungen. T.'s ganz Leben war vorzugsweise der Betrachtung der Homerischen Poesie g widmet.

Tisson (Simon André), berühmter Arzt, geb. in dem Dor Grency im Pays de Vaud 1728, starb 1797 zu Lausanne.

Titan (Myth.), ein Sohn des Himmels und der Erde (de Uranos und der Gäa). Seinem jüngern Bruder, Saturn, überli er sein Reich unter der Bedingung, keinen Sohn aufzuziehen; Sa turns Gemahlin Rhea (s. Saturn) wußte ihn aber zu hintergehen un heimlich den Jupiter, Neptun, Pluto ꝛc. zu erhalten. Titan ergri nun nebst seinen Kindern, den Titanen, gegen Saturn die Waffen diesem kam aber Jupiter zu Hülfe, erschlug alle Titanen, oder ve bannte sie in den Tartarus.

Titan, ein Metall, welches bereits 1781 von dem Engländ Gregor entdeckt wurde, dessen Eigenschaften wir jedoch erst 1822 dur

Wollaston genauer kennen gelernt haben, welcher es in kleinen rothen, glänzenden, cubischen Krystallen in der Schlacke auf dem Boden eines Eisenhohofens in England fand. Das Titan ist im höchsten Grade schwerschmelzend, außerordentlich hart und in allen Säuren, mit Ausnahme eines Gemisches von Salpeter- und Fluorwasserstoffsäure, unauflösbar. In der Natur findet es sich in den Rutil, Anatas, Titanit, Nigrin, Iserin genannten, sowie in einigen andern Mineralien.

Titel (lat. titulus), bedeutet am häufigsten 1) im gewöhnlichen Umgange ein gewisses Wort, einen Namen, wodurch in der bürgerlichen Gesellschaft eine Person in Rücksicht ihres Standes, Amtes, ihrer Würde ꝛc., von der andern unterschieden werden soll. Man unterscheidet: Standestitel (z. B. bei Fürsten, Adeligen ꝛc. zum Unterschiede von Bürgerlichen); Ehrentitel (als: Durchlaucht, Excellenz ꝛc.) und Amtstitel (Rath, Professor, Superintendent ꝛc.), diese aber wieder in wirkliche (von der eigentlichen Bedienung) oder in **Titularen**, die die bloße Benennung, ohne das Amt, haben (z. B. wirkliche Räthe — Titularräthe ꝛc.). Daß in der bürgerlichen Gesellschaft, wo nun einmal eine allgemeine Gleichheit nicht stattfinden kann, auch Unterscheidungen der Art beobachtet werden müssen, wird kein Vernünftiger leugnen; daß aber die **Titulomanie** oder die Sucht, sich mit besondern Ehrenbenennungen (Titeln) anreden zu lassen, nach und nach den höchsten und lächerlichsten Grad erreicht hat, ist eine Wahrheit, von der man sich täglich überzeugen muß.

Titian (Viziano Vercelli), einer der berühmtesten ital. Maler, geb. 1477 zu Cadore (im Venetian.). In Venedig Schüler des berühmten Bellini und Giorgone, übertraf er diese bald selbst. Von Kaiser Karl V., der sich dreimal von ihm selbst malen ließ, wurde er außerordentlich geschätzt, und auch zum Ritter und Pfalzgraf gemacht. Heinrich III. von Frankreich beehrte ihn selbst mit seinem Besuche,

und auch Papst Paul III., so wie viele andere Fürsten zeichneten ihr ganz vorzüglich aus. Er starb im 99. Jahre (1576) an der Pest Die hohe Kunst und Geschicklichkeit, mit welchen dieser Künstler di Natur in ihrer ganzen Stärke darzustellen wußte, sein zarter Pinsel, di vollkommene Farbengebung rc. lassen es übersehen, wenn er hier und da wider das Costüm sündigte (z. B. den beiden Jüngern von Emmaus ein Paternoster an den Gurt hing rc.). In der Portrait- sowohl als Landschaftmalerei wurde er für unerreichbar gehalten. De Tod Petrus und die Venus, die dem Amor die Augen verbindet, wer den unter seine berühmtesten Gemälde gesetzt.

Tittmann (Joh. Aug. Heinr.), erster Prof. der Theologie zu Leipzig, und Prälat im Hochstifte Meißen, wurde am 1. Aug. 1773 in Langensalza geboren, wo sein Vater, der nachmalige Oberconsistorial- und Kirchenrath und Superintendent zu Dresden, Diakonus war und st. am 30. Dec. 1831. Er hinterließ eine große Anzahl werthvoller theologischer Schriften.

Titurell, ein altes ausländisches Rittergedicht in siebenzeiligen Strophen, welches wir in der Bearbeitung Wolframs von Eschenbach (s. d.) haben. Von Hammer glaubte, es sei eine Allegorie de Gesellschaft und Lehre der Templer; es stellt aber ein Ideal des Ritterthums dar.

Titus Vespasianus, der würdige Sohn und Nachfolge des Vespasian, geb. im J. Chr. 40; einer der würdigsten, erhabenster röm. Imperatoren. Unter seinem Vater Tribun der Soldaten, setzt er die Belagerung von Jerusalem fort, von welcher endlich die Einäscherung und der ganze Ruin erfolgte. Titus hielt nun den Triumph in Rom, und im J. 79 gelangte er zum Throne; aber mit diese Thronbesteigung ging bei ihm eine seltene Veränderung vor. Berenice, des jüdischen Königs Tochter, mit welcher er in den zärtlichster

Verhältnissen stand, entfernte er sofort; alle Ueppigkeiten und Schwelgereien wurden verbannt; — Großmuth, Güte und Gerechtigkeit zeigten sich bei ihm in solch einem Grade, daß er den Zunamen: Liebling des menschlichen Geschlechts, als den schönsten, der je einem Fürsten zu Theil geworden, erhielt. Als wahrer Vater seiner Unterthanen sorgte er auch für ihre Vergnügungen; eines der schönsten Bäder erbaute er, vollendete das Amphitheater rc. Aber leider! genossen die Römer das Glück seiner Regierung nicht lange; nur 2 Jahre und 2 Monate regierte er, als er plötzlich auf einer Reise in seinem 42sten Jahre starb, im J. Chr. 81. Sein Todestag war ein Tag der Trauer fürs ganze Volk.

Tivoli, am Teverone, merkwürdig durch classische Erinnerungen und seine schöne Natur, ist der Hauptort eines Districts in der Campagna di Roma, im Kirchenstaate, mit 5500 Einw. Berühmt ist der 60 Fuß hohe Wasserfall des Teverone (sonst Anio). Hier sind die Trümmer des alten Tibur; in der Nähe die Solfatara (Lago di Bagni), ein Schwefelsumpf. Der Arzt Agostino Capello hat eine »**Topografia fisica del suolo di Tivoli**« (Rom 1824) herausgegeben, nach welcher das Klima von Tivoli das gesundeste in der Gegend von Rom sein soll.

Tiziano, s. Titian.

Toaldo (Giuseppe), Mathematiker, Astronom und Meteorolog, geb. 1719 auf einem Dorfe unweit Vicenza, starb 1797.

Toast (engl.) bedeutet, als Zeitwort, zuerst rösten, bähen, z. B. Brot, dann eine Person, auf deren Gesundheit man trinken will, mit Namen nennen, vorzüglich Frauenzimmer. Das Substantiv Toast bedeutet daher geröstete Brotschnitte, welche in England zum Thee gegeben werden; dann nicht nur eine Gesundheit, die man ausbringt, sondern auch, im besondern Sinne, irgend eine berühmte Schöne,

auf deren Gesundheit in Gesellschaft öfters getrunken wird. Man versteht jedoch unter Toasts nicht bloß die gewöhnlichen Gesundheiten, sondern auch die sogen. Sentiments, kurze Sätze, die auf irgend eine Person Bezug haben, und weitläufige Trinksprüche, die bei feierlichen Gastmählern ausgebracht werden. — Bei keiner Nation ist der Gebrauch, bei jedem Gastmahle auf die Gesundheit der Anwesenden zu trinken, so allgemein und so unerläßlich als bei den Engländern. Kein Gast darf bei einem Mahle, so durstig er auch sein möge, das Glas eher an die Lippen bringen, als bis der Herr des Hauses auf die Gesundheit einer der anwesenden Frauen getrunken, und diese solche erwidert hat; die übrigen Gäste folgen diesem Beispiele der Reihe nach. Später werden auch die Gesundheiten von Abwesenden, vorzüglich der königl. Familie, getrunken, und Trinksprüche ausgebracht. Diese Gesundheiten und Trinksprüche werden mit lauter Stimme von Jedem beim Trinken wiederholt. Bei feierlichen Gastmählern, wo nur Männer gegenwärtig sind, bringt der Wirth oder der Vornehmste der Gesellschaft den ersten Toast aus, den **Toast from the chair**, und da an sehr zahlreich besetzten Tafeln die Entferntern nicht alle Worte deutlich genug vernehmen würden, so wird bisweilen einer der Aufwärter dazu bestellt, jeden Trinkspruch mit lauter Stimme zu wiederholen. In Deutschland hat man auch seit einiger Zeit bei feierlichen Gastmählern die Trinksprüche eingeführt.

Tobolsk, Hauptstadt der russischen Statthalterschaft gl. N. in Sibirien, am Einflusse des Tobol in den Irtisch. Man theilt sie ein in die obere und die untere Stadt. Jene, auf dem östlichen Ufer des Irtisch, liegt auf einem Hügel; die untere ist größer als jene und leidet sehr von den Ueberschwemmungen des Irtisch. Die gesammte Stadt zählt 2120 größtentheils hölzerne Häuser, 13 Kirchen, darunter eine lutherisch-deutsche, 2 Klöster, 2 Moscheen, und, ohne die Be-

wiesenen, die Soldaten und Geistlichen, über 17,000 Einw., Russen, Tataren und Deutsche. Die Tataren machen über den 4. Theil aus. Auch haben sich viele Kriegsgefangene hier niedergelassen. Tobolsk ist der Sitz eines russisch-griechischen Erzbischofs und hat ein theologisches Seminarium, ferner Buchhandlungen, Theater und Luxus aller Art. Auch ist sie die Hauptniederlage alles für Rechnung der Krone eingehenden Pelzwerks. Es ist eine Juftenfabrik hier; auch werden chirurgische Instrumente für die Armeen, Flotten und Lazarethe verfertigt. Der Handel der hiesigen Kaufleute mit China ist sehr beträchtlich; desgleichen der mit dem russischen Nordarchipel. Die Bulcharen und kalmückischen Kaufleute stehen mit der hiesigen zahlreichen Kaufmannschaft in ununterbrochenem Verkehr. Eine weitläufige Slobode, oder Vorstadt, wird von Bucharen bewohnt. — Das Gouvernement Tobolsk hat 16,813 QM. und 453,000 Einw. (nach Säblowskoi 550,300). Die vorzüglichsten Flüsse desselben sind der Ob, Tobol, Irtisch, Ischim, Tura rc. Die Beschaffenheit des Klimas und des Bodens ist sehr verschieden. In den südlichen und südwestlichen Gegenden ist es im Sommer warm und angenehm, selbst im mittlern Landstrich ist die Luft gemäßigt, obgleich der Winter mit vielem Schnee begleitet ist. Die ganze größere, nördliche Hälfte ist einer heftigen, furchtbaren Kälte unterworfen. Im kurzen Sommer hat man zwar an manchem Tage einige warme Stunden, aber sobald der Wind von dem Eismeer her wehet, welches oft geschieht, so wird die Kälte schneidend. Die südlichen und südwestlichen Landstriche sind sehr fruchtbar und tragen Getreide und Flachs in großem Ueberflusse; ihre grasreichen Weiden begünstigen die Viehzucht, daher man beträchtliche Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht unterhält. Hin und wieder zieht man sogar Kameele. Wild und Fische sind in Menge vorhanden. Auch der mittlere Strich läßt den Fleiß des Landmanns nicht ganz

unbelohnt. Der höhere Norden aber ist des Anbaus ganz unfähig. Er ist mit dichten morastigen Waldungen bedeckt, und auch diese hören näher gegen das Eismeer hin gänzlich auf; kaum sieht man noch Moose und einzelne Stauden; nie thauen diese eisigen Wildnisse auf. Ihr Reichthum besteht in kostbaren Pelzthieren, in Wild und Fischen, auch in Rennthierherden, welche von den Ostiaken und Samojeden in der Wirthschaft und zum Fahren gebraucht werden. Außer den Russen wohnen in diesem Gouvernement Tataren unter mancherlei Benennungen, als Turalinzen, tobolskische Tataren, Bucharen u. A., ferner Samojeden, Wogulen, Sirjänen und obische Ostiaken.

Toccata (Tonk.), ein Tonstück fürs Clavier, vorzüglich für die Orgel, wo beide Hände mit verschiedenen Partien abwechseln, so daß bald die rechte, bald die linke ..r Laufwerk abspielt. Heut zu Tage ist diese Gattung ziemlich außer Gebrauch.

Tod wird gewöhnlich dem Leben geradezu entgegengesetzt und als ein Aufhören desselben angesehen, was, sobald vom organischen Leben des Individuums die Rede ist, seine Richtigkeit hat. Es muß aber, wenn wir in höherer Ansicht die ganze Natur als belebt erkennen, der Begriff des Todes, wie er oben aufgestellt wurde, aus derselben ganz verschwinden; dann aber ist der Zustand, der diesen Namen trägt, nichts Andres als ein Zerfallen des organischen Einzelwesens, ein Wechseln der Form, wobei es in einen größern Lebenskreis oder Organismus wieder aufgenommen wird, und nur als Individuum verschwindet. Es geht aber dies nicht so gar schnell, sondern wird in den meisten Fällen durch Krankheiten oder die Verhältnisse des Alters vorbereitet; nur wo das Herz oder das Hirn (und dies auch nur an einigen Stellen) verletzt wird, erfolgt ohne vorhergehende wahrnehmbare Krankheit plötzlich bisweilen der Zustand, welcher Tod genannt wird. Herz und Hirn sind es wol auch eigentlich, von denen der Tod aus-

geht; weil aber das wirkliche und vollkommene Aufhören ihrer Thätigkeit nicht so sehr in die Augen fällt als das Athmen, welches von ihnen abhängt, so betrachtet man willkürlich den letzten Athemzug als den Augenblick des Todes. In den Organen der Empfindung und Bewegung werden deshalb die Folgen des Todes zuerst sichtbar, die Muskeln strecken sich und werden steif, Kälte und Blässe verbreiten sich über den ganzen Leichnam, das Auge hat seinen Lebensglanz, das Fleisch des ganzen Körpers seine Federkraft oder Schwellung verloren. Man kann jedoch aus diesen Veränderungen nicht mit voller Sicherheit schließen, daß der Tod wirklich eingetreten sei. Denn es lehrt die Erfahrung, daß ein dem beschriebenen äußerlich ganz gleicher Zustand bisweilen nur vorübergehend ist (Scheintod, Asphyxie). Nur erst die nach einigen Tagen eintretende Fäulniß, als letzte Stoffverwandlung und Auflösung des organischen Körpers, ist das sicherste Zeichen des wirklichen Todes. Dieselbe beginnt in dem Unterleibe und in den Geschlechtstheilen, indem beide aufgetrieben, locker und weich werden und sich entfärben; auch die Haut verändert sich, wird hier und da roth, bekommt Blasen, das Blut wird wieder flüssiger und ergießt sich aus dem Munde, der Nase, den Augen, den Ohren und dem After. Nach und nach zerfallen und entmischen sich dann auch die übrigen Theile, am letzten die Knochen, Zähne ꝛc. Im Anfange dieses Herganges entbindet sich Stickgas und Ammonium; bei fortschreitender Fäulniß erhält das Wasserstoffgas im gekohlten, geschwefelten, gephosphorten Zustande die Oberhand und veranlaßt den heftigen Gestank, sowie auch das Leuchten, das an faulenden Körpern bisweilen beobachtet wird. Zuletzt endlich wird nur kohlensaures Gas ausgeschieden, und es riecht dann der faulende Körper wie frischaufgegrabene Erde. So bleibt endlich eine fettige, talgartige Erde, und ein schleimiges, seifenartiges Wesen zurück, das sich dem Humus beimischt, und

mit den übrigen Absonderungsstoffen zur Fruchtbarkeit desselben beiträgt, weil auch in diesen Rückständen des Organismus das Leben noch nicht ganz erloschen ist, sondern vielmehr fortwirkt und neue, sowol thierische als vegetabilische Organismen mit sich entstehen läßt und sie erhält. Die Fäulniß steht unter dem Einflusse der Außenwelt; besonders sind Luft, Wärme und Wasser nöthig, wenn die beschriebenen Veränderungen erfolgen sollen; wo diese Bedingungen fehlen, da verwandelt sich der Körper in Adipocire, eine fettige, dem Wallrath ähnliche Wachsmasse, und dies geschieht in viel längerer Zeit, als die gewöhnliche Fäulniß braucht; wo die Feuchtigkeit fehlt, da trocknet zuvörderst der Körper mumienartig ein; so werden die Leichname in den heißen und trocknen Steppen, besonders wenn der Sirocco den Tod herbeigeführt hatte, gefunden. Merkwürdig, obwol noch nicht gehörig erklärt, sind einige Begräbnißplätze, z. B. der Bleikeller in Bremen, dadurch, daß in ihnen die Fäulniß entweder sehr langsam oder gar nicht vonstattengeht. Auch ist es bekannt, daß einige Substanzen, z. B. der Gerbestoff u. a., der Fäulniß entgegenwirken, und es gründet sich darauf theils die Erhaltung mancher thierischen Stoffe und die Zubereitung derselben, des Leders z. B., theils auch die Aufbewahrung menschlicher Leichname durch Einbalsamiren.

Tod (Mythologie). Die Erscheinung des Aufhörens menschlicher Lebensthätigkeit konnte nicht anders als einen sehr tiefen Eindruck auf die Gemüther der Ueberlebenden machen. Ihre Ansicht von dieser Erscheinung richtete sich immer nach der Stufe und Beschaffenheit ihrer Bildung, und wie sich die Ansichten der Menschen über ihr Verhältniß zur Natur, und über die Bestimmung des ewigen Geistes, der sie beseelte, änderten, änderte sich auch ihre Vorstellung von dieser Erscheinung, ihren Ursachen und Wirkungen. Die Griechen hatten für den Tod mehrere Gottheiten, die Keren und den Thanatos; jene

waren Göttinnen des Todesgeschicks (wie die Walkyren in der nordischen Mythologie), oder die Nothwendigkeit zu sterben, insofern sie besonders den Menschen vor den Jahren trifft, dieser ist der Zustand des Todes selbst, oder der natürliche Tod. Nach Homer sind Schlaf und Tod Zwillingsbrüder (die Aehnlichkeit ihrer Erscheinung), und nach Hesiod Söhne der Nacht. Als solche sind sie auf Cameen u. dgl. oft der Gegenstand der bildenden Kunst. Namentlich wird der Tod zur Zeit der heitern Blüthe der Kunst auf Grabmälern als freundlicher Genius mit der umgekehrten Fackel gebildet und einen Kranz in der Hand; oder als ein geflügeltes schlafendes Kind mit gesenkter Fackel auf dem Kranze liegend. Ebenso bildeten sie den Schlaf, nur ohne Fackel und Kranz. Nach einer aus dem Orient entsprungenen Meinung wurde insbesondere der Tod in der Jugend als Entführung durch liebende Götter vorgestellt und abgebildet, und, nach Zeit und Art des Todes, oder nach dem Geschlecht des Verstorbenen, bestimmten Göttern zugeschrieben, z. B. dem Jupiter, oder dessen Adler, wenn der Blitz, den Nymphen, wenn das Wasser getödtet hatte (Ganymed und Hylas), der Aurora, wenn es am Morgen, der Selene, wenn es bei Nacht geschehen war (Cephalus und Endymion), dem Apollo, wenn es ein junger Mann war ꝛc. Und in der That waren solche Bilder geeigneter, die Hinterlassenen zu trösten, als die leidigen Trostgründe der Schulphilosophen, oder die Schreckensbilder der spätern Dichter und Künstler. Siehe die classischen Abhandlungen von Lessing (»Sämmtl. Schriften«, 10. Bd.) und Herder u. d. T.: »Wie die Alten den Tod gebildet?« Ferner über die Genien des Todes auf Kunstwerken in Welker's Zeitschr., 1. Bd., 3. Heft. Euripides brachte in der Alcestis den Tod sogar auf die Bühne, gehüllt in ein schwarzes Gewand, in der Hand einen Stahl, womit er dem Sterbenden das Haar abschnitt, und ihn so den unterirdischen Göttern weihte.

Die spätern römischen Dichter schildern ihn mehr von seiner schrecklichen Seite, wie er die hungrigen Zähne fletschet, mit blutigen Nägeln seine Opfer bezeichnet, ein Ungeheuer an Gestalt, ganze Schlachtfelder überschattend. Die Hebräer haben ebenfalls einen furchtbaren Todesengel, Samael mit Namen, der auch der Fürst der Welt genannt wird, und mit dem Teufel zusammenfällt; die frühsterbenden Frommen aber entführt er mit einem sanften Kuß; Henoch wird lebendig gen Himmel geholt. — Unsere heiligen Bücher schildern den Tod der Guten als eine Rückkehr in die Heimath, Eingehen zur himmlischen Seligkeit. Gleichwol hat man ihn in der neuen Kunst, besonders seit dem 14. Jahrh., häufig als scheußliches Todtengerippe mit der Sense, womit er die Sterblichen gleich Gräsern wegmäht, abgebildet; dagegen die Darstellung eines Gerippes wie auf dem Monument zu Cumä — das noch überdies mit Haut bekleidet ist — eine Ausnahme in spätern Zeiten des class. Alterthums gewesen sein mag. Die geschmackvollere Kunst ist davon zurückgekommen, und schließt sich hierin mehr an jene Darstellung der Alten an, nennt ihn Freund Hain, oder bedient sich der Allegorie vom Schmetterlinge.

Todi (Maria Francesca), eine der berühmtesten Sängerinnen ihrer Zeit, geb. zu Lissabon um 1748. In London und Paris mit großem Beifall aufgenommen, kam sie auch (1780) nach Potsdam, darauf 1783 nach Petersburg, erhielt einen neuen Ruf nach Berlin, wo sie als Andromeda, Medea rc. großen Beifall und große Gunstbezeigungen erntete, aber nun auf 6000 Thlr. Gehalt bestehend, ihren Abschied erhielt. Sie ging nach mehreren Reisen durch Italien, Holland, England, in ihr Vaterland, nach Lissabon zurück, wo sie, obgleich man sie schon 1793 todt gesagt hatte, noch im J. 1821, jedoch für die Kunst todt, sich aufhielt. Ihre Stimme, die sich jedoch mehr zum Alt neigte, schön, klar, hinreißend, ihr Gesang rein und kunstmä-

ßig und im Adagio ganz bezaubernd, machte sie eine Zeitlang zur Rivalin von der berühmten Mara.

Todte Hand (nach dem Lat. des Mittelalters: manus mortua) heißen im deutschen Privat- und Staatsrechte alle Stiftungen und Körperschaften, besonders geistliche (z. B. Klöster, Kirchen), in Beziehung auf die unbeweglichen Güter, welche sie besitzen. Denn insofern ihre von Zeit zu Zeit abgehenden Glieder immer wieder durch andre ersetzt werden, mithin sie selbst, ungeachtet des Absterbens einzelner Glieder, fortdauern, so bleiben jene Güter immerfort in ihrem Besitz, und können nicht leicht wieder in Handel und Wandel kommen wie das Eigenthum einzelner wirklicher Personen, folglich sind sie für den Staat und für die Gewerbsamkeit todt und ohne großen Nutzen, und die Anstalt, der sie angehören, ist, im Gegensatz jener Personen, gleichsam eine todte Hand, die sie unter sich festhält und dem lebendigen Verkehr entzieht. Es ist daher die Veräußerung liegender Güter an die todte Hand oder zur todten Hand, als dem gemeinen Wesen nachtheilig, in vielen Ländern eingeschränkt worden, und wird nicht ohne besondere Erlaubniß des Staats gestattet. — Im Lehnrechte ist todte Hand die Unfähigkeit des Leibeignen, über seine Habe zu testiren, und das damit verwandte Recht des Leibherrn oder eines Dritten, einen Theil der Verlassenschaft (mortuarium) des Leibeignen oder Gutsunterthanen zu fodern. Die Leibeignen haben todte, d. i. keine freie Hände, über ihre Sachen zu verfügen und zu testiren. (s. Leibeigenschaft.)

Todtengericht war bei den alten Aegyptern eine merkwürdige, diesem Volke eigenthümliche Sitte, welche Diodor der Sicilier (Bd. 1, 92) beschreibt, die jedoch nicht allgemein üblich, sondern nur auf die Hauptstadt des Reichs, Memphis, beschränkt gewesen zu sein scheint. Ehe der Leichnam eines Verstorbenen beerdigt werden konnte,

versammelten sich an einem bestimmten Orte, nahe bei dem See Möris, über welchen die Leichen in einem besondern Kahne an das jenseitige Ufer gebracht wurden, 40 Richter, und es stand Jedermann frei, vor ihnen den Verstorbenen anzuklagen. Symbolisch wird es gewöhnlich durch die große Wage dargestellt. Nach Einigen war die Idee des Todtengerichts in der Unterwelt, wo Osiris Richter ist, früher als jenes irdische Todtengericht. Papyrusrollen stellen auch das Todtengericht in der Unterwelt bildlich dar. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Dichtungen der Griechen von der Unterwelt, von den Höllenrichtern, dem Charon ꝛc., von jener Sitte herrühren. — In England gibt es eine andre Art des Todtengerichts. Es ist nämlich ein eigner königl. Beamter, **Coroner**, angestellt, die Veranlassung eines jeden gewaltsamen Todes, er möge durch Selbstmord oder durch fremde Hand verursacht worden sein, zu untersuchen. Zu diesem Behuf muß der **Coroner** jedesmal eine Jury von 12 Personen (Geschworne) versammeln, die dann über den vorliegenden Fall entscheiden. Bei den in England so häufigen Selbstmorden ist diese Einrichtung sehr nothwendig.

Todtentanz nennt man ein allegorisches Gemälde, in welchem die verschiedenen Gestalten und Wirkungen des Todes in verschiedenen Lebensverhältnissen, besonders als Tanz, den der Tod anführt, dargestellt werden. Die Idee solcher Todtentänze scheint ursprünglich deutsch zu sein und der Poesie anzugehören, später auch in England und Frankreich von Dichtern und bildenden Künstlern behandelt worden zu sein. Die Franzosen haben einen solchen Tanz **la Danse Macabre** genannt, man sagt von einem wenig bekannten deutschen Dichter Eremius Macaber. Ein solcher war an den Wänden des Kirchhofes der unschuldigen Kinder, zu Paris, um die Mitte des 15. Jahrh. gemalt, welchen das Capitel von St.-Paul zu London co=

piren ließ, um seine Klostermauern damit zu schmücken. Gabriel Peignot in den »Recherches sur les danses des morts et sur l'origine des cartes à jouer« (Dijon und Paris 1826) sucht den Ursprung der Todtentänze in Frankreich und erklärt die tanzenden Stellungen der Gerippe daher, daß nach der Erzählung der alten Chroniken die von dem Pestübel Befallenen plötzlich aus den Häusern liefen und durch allerhand krankhafte Bewegungen und Zuckungen ihre Kräfte aufregten. Andre leiten die Entstehung dieser Darstellung von den Maskeraden ab. Man findet dergleichen oft auch auf den kathol. Begräbnißplätzen. Der berühmteste war der in Fresco gemalte Todtentanz auf einer Mauer des Predigerkirchhofes in der Vorstadt St.-Johann zu Basel, der schon früher durch Ueberstreichen sehr verdorben worden war, und nun ganz zerstört ist. Durch Mißverständniß hatte man dieses Gemälde für ein Werk des berühmten Hans Holbein gehalten. Allein es ist schon längst bewiesen, daß dieser Todtentanz fast 60 Jahre vor Holbein's Geburt zum Andenken der Pest, welche 1431 zu Basel, während der Kirchenversammlung daselbst, herrschte, und mehrere Mitglieder des Raths hinraffte, von einem unbekannten Künstler gemalt worden ist, und zwar so, daß der Tod alle Stände, vom Papst und Kaiser herab bis zum Bettler, zum Tanze auffodert, welches durch erbauliche Reime gedeutet wurde. Das Gemälde enthielt gegen 60 Figuren in Lebensgröße. Man hielt in der Folge einen Maler, Glauber, ebenfalls ohne Grund, für den Verfertiger desselben. Dieser Joh. Glauber oder Klauber soll ihn nämlich, nach andern Nachrichten, nur vollendet, ein Andrer, Hans Bock, ihn 1480 erneuert (er scheint späterhin mit Oelfarben übermalt worden zu sein), und noch ein Andrer, Hans Hugo Klauber, 1520 (nach Andern 1568) die letzte Hand daran gelegt haben, dessen Name unter einer der Figuren zu lesen war. Er ist von Joas Dennecker (Augsb. 1544) und von

Matth. Merian dem Aeltern (1621) in 44 Bl. in Kupfer gestochen worden; die neueste Ausgabe von Merian's Werken ist 1726 erschienen. Auf der öffentlichen Bibliothek zu Basel ist eine Copie dieses Gemäldes in Wasserfarben vorhanden. Holbein hat vielleicht von diesem Gemälde die erste Idee zu seinem Todtentanze genommen, von welchem die Originalzeichnungen in das Cabinet der Kaiserin von Rußland, Katharina II., gekommen sind. Einige wollen behaupten, daß Holbein selbst die Zeichnungen in Holz geschnitten habe. Der neueste Stich dieses Holbein'schen Todtentanzes in 33 Bl. ist in den »Oeuvres de Jean Holbein par Chr. de Mechel« (1. Th., Basel 1780). Auch in andern Städten der Schweiz wurden im 15. Jahrh. ähnliche Abbildungen gemacht. (s. Müller's »Gesch. der Schweizer«, 4. Bd.). Der Todtentanz in der Marienkirche zu Lübeck wurde 1463 vollendet. Zu Dresden ist an der Mauer des neustädter Kirchhofs noch jetzt ein ähnlicher Todtentanz zu sehen. Er besteht aus 27 halberhabenen, aus Sandstein gearbeiteten Figuren, welche Personen beiderlei Geschlechts aus allen Ständen vorstellen. Die Arbeit des Bildhauers hat etwas mehr Verdienst, als die später hinzugefügten unpoetischen Reime. (Vgl. übrigens Fiorillo's »Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den Niederlanden«, 4. Bd.)

Todtes Meer (Baharet Lot, Meer Sodum und Amur, Asphalsites), Landsee im Asiatischen Palästina im türkischen Paschalik Damask; 12 Ml. lang, 3 Ml. breit. Sein Wasser ist klar, aber salzig und bitter. Aus der Tiefe quillt Asphalt oder Judenpech, ein wichtiger Handelsartikel. In das todte Meer ergießt sich der Jordan; Abfluß hat es nicht.

Toga (von tegere, bedecken) war bei den alten Römern ein Oberkleid oder eine Art Mantel, ein langes Stück Tuch, das über die linke Schulter geworfen wurde und unter dem rechten Arme wegging.

Sie gehörte bloß für Mannspersonen und nur ein röm. Bürger durfte sie tragen. Sie galt zugleich als Symbol des Friedens; denn, sobald ein Krieg ausbrach, wurde sie mit dem Kriegskleide, Sagum, vertauscht. Es gab übrigens eine t. alba (eine weiße), die die Knaben trugen, und t. praetexta (s. Praetexta). — Auch h. z. T. ist Toga noch ein Ehrenkleid, das der Papst bei der Krönung trägt.

Toggenburg (Tockenburg), in der Schweiz, war ehemals der Name einer besondern Grafschaft, die zwischen der Landschaft des ehemal. Stifts St.-Gallen, dem Thurgau und den Cantons Zürich und Appenzell lag. Die Länge derselben betrug 10 Stunden, die größte Breite 3 Stunden; die Bevölkerung bestand aus 900 Menschen. Die Grafen von Toggenburg gehörten im 15. Jahrh. unter die reichsten und mächtigsten Landeigenthümer in der Schweiz. Nach ihrem Absterben (1436) kam die Grafschaft an die Freiherren von Raron, die zwar den Einwohnern ihre großen, von dem letzten Toggenburg ihnen ertheilten Freiheiten bestätigten, die Landesherrschaft aber schon 1469 an den Abt zu St.-Gallen verkauften. 2 Mal (1712 und 1734) gab die Grafschaft, oder gaben vielmehr die Bedrückungen, welche die Aebte gegen die Bewohner des Landes ausübten, zu blutigen Fehden zwischen den verbündeten Kantons Veranlassung. Gegenwärtig macht das ehemalige Toggenburg den 4. und 5. Bezirk des Cantons St.-Gallen aus.

Toise (Klafter), ein franz. Längenmaß von 6 pariser Fuß oder 3 Ellen, an dessen Stelle das Metre trat.

Tokai, ein Marktfl. in der sempliner Gespannschaft in Oberungarn, am Einfluß des Bodrog in die Theis, hat 2800 Einw. mehrerer Confessionen, und war sonst ein wichtiger militairischer Punkt. Fürst Rakotzy hatte hier seinen reichsten Keller; daher haben die vortrefflichen tokaier Weine den Namen. Der eigentliche tokaier Berg

heißt seit 1741 Theresienberg, und erzeugt ganz vorzüglich guten Wein. Den besten gibt der Szarwaschbezirk, der mit Säulen umgeben ist, welche der doppelte Adler ziert. Die meisten tokaier Weine erzeugen die Berge von Mada, Tarczal, Zombor rc., welche zu der 4 Meilen sich fortziehenden Bergkette Hegyallya, dem letzten südlichen Abhange der Karpathen, gehören. Man schätzt das jährl. Erzeugniß des ganzen tokaier Weingebirges auf 110,000 Eimer. Der Ausbruch entsteht durch Aufguß des Mostes auf Trockenbeere. (Vgl. Ungarische Weine.)

Tököly (Emmerich, Graf v.), geb. 1656. Schon früh von seinem Vater, einem eifrigen Lutheraner, bei der Verschwörung in Ungarn 1670 großen Verfolgungen ausgesetzt, kam er heimlich nach Polen, dann 1671 nach Siebenbürgen; wurde vom Fürst Apaffy 1677 den Malcontenten in Ungarn zu Hülfe geschickt, ja nach des Grafen Wesselini Tode zum Oberhaupt gewählt; und feierlich gelobte er, sein Vaterland von allen den Bedrückungen zu befreien, die es habe unter dem Kaiser Leopold dulden müssen. In Verbindung mit der ottomanischen Pforte, setzte er den Krieg fort, eroberte mehrere Festungen; die Stände huldigten ihm, die Regierung der ungarischen Gespannschaften übernehmend; ja sogar die verwitwete Fürstin Ragotzy, die reichste, mächtigste Erbin im ganzen Königreiche, ward ihm (1682) zu Theil. Allein bald fing sein Glück an zu wanken. Nach Wiens Entsetzung (1683) verlor er mehrere Schlachten, wurde sogar von den treulosen Türken (1685) gefangen gehalten, und ob zwar gleich bald wieder frei und ein Corps von 10,000 Ungarn sammelnd, blieb ihm doch nichts als die Festung Mongatsch, worin seine Gemahlin, seine Schätze und der Kern seiner Truppen sich befanden; aber auch diese mußte sich 1687 ergeben. Aufs neue vom Sultan Soliman unterstützt, nahm er zwar, nachdem 1690 die Kaiserlichen aus der Wallächei getrieben

worden, das Fürstenthum Siebenbürgen in Besitz; allein bald wurde ihm alles wieder abgenommen, und so immerfort ein Ball der Launen des Schicksals, endete Tököly zuletzt 1705 auf einem Landgute bei Nicomedia ein Leben, dessen erster Eintritt allerdings einen großen Helden und Befreier seines Vaterlandes versprach.

Toledo, die Hauptstadt der Provinz gl. N. im Königreiche Neucastilien, auf einem Felsen, am Tajo, der zwischen hohen und felsigen Ufern die Stadt auf 3 Seiten umgibt. Die Stadt ist dieser Lage wegen sehr uneben; das nöthige Wasser wird aus dem Flusse durch Esel den Felsen hinaufgetragen. Sie hatte ehemals 200,000 Einw. und war der Sitz maurischer Könige, deren alte Residenz, der Alkazar, in ein Hospital verwandelt worden ist. Jetzt ist die Stadt sehr verfallen. hat zwar viel Kirchen und Klöster, aber nur 25,000 Einw. Sie ist der Sitz eines Erzbischofs, der den Titel als Primas von Spanien führt, 8 Bischöfe unter sich hat und sonst 300,000 Dukaten jährliche Einkünfte bezog. Die Universität ist seit 1808 aufgehoben. Unter den Gebäuden zeichnet sich die in gothischem Geschmack erbaute, mit Gemälden deutscher Künstler geschmückte Domkirche aus, mit einer Bibliothek, worin 700 seltene Handschriften. In der Nähe der Stadt finden sich noch Ueberreste römischer Alterthümer. Es gibt hier Seidenfabriken und eine königl. Degenklingenfabrik. Merkwürdig: eine große Glocke, die 2575 Pfund mehr, als die in Moskau, wiegt und deren Umfang an der Basis und Höhe ungleich bedeutender ist, als die der russischen.

Toleranz, Duldung, oder die Zulassung einzelner Personen oder ganzer Gesellschaften, die in Rücksicht der Religion anders denken, als die, welche sich zur herrschenden Religion bekennen. — In Baiern ist noch besonders Toleranz ein obrigkeitliches Attestat für einen Maleficanten, der nach geschworner Urphede (s. d.) des Landes

verwiesen wird, welches man ihm ausstellt, damit er im Auslande geduldet werden möge!

Tollens (H. van), Dichter, ward um 1778 zu Rotterdam geb., woselbst er Kaufmann ist. Seine ersten Versuche erschienen 1802 u. d. T.: »Romanzen und Idyllen«. Die 3. Aufl. seiner Gedichte (1817) hatte mehr als 10,000 Pränumeranten gefunden: eine Erscheinung, die fast einzig in ihrer Art zu nennen ist, wenn man bedenkt, daß die holländ. Sprache von noch nicht 2 Mill. Menschen gesprochen wird. Außer jener werthvollen Sammlung hat man noch von T. »Erotische Gedichte« (Amst. 1809); »Die Winterlagerung der Holländer auf Novaja-Semlja im J. 1596 und 1597«, und »Romanzen, Balladen und Legenden« (Rott. 1818). Der Styl dieses Dichters ist rein und elegant, voll Kraft, Würde und Anmuth, s. Verse sind von hohem Wohllaut.

Tollheit (auch Tobsucht, Raserei, Wuth, mania, genannt), die Form von Geisteszerrüttung oder Seelenstörung, welche durch Wuth, Toben, Tollkühnheit und durch die Neigung zu zerstören und Andre anzufallen, ausgezeichnet ist. Sie kommt gewöhnlich in einzelnen Anfällen vor, die bisweilen gewisse Perioden halten, und zwischen denen der Kranke entweder an einer andern Form von Seelenstörung leidet, oder auch ganz gesund zu sein scheint. Die Anfälle kündigen sich meist durch ein Gefühl von Zusammenschnüren in Brust und Herz, durch Brennen in den Eingeweiden, Gefräßigkeit oder Ekel vor Speisen, Gesprächigkeit, Röthe und wilden Blick der Augen, Unruhe und Herumlaufen an. Im Anfalle, der gewöhnlich plötzlich eintritt und schnell seine Höhe erreicht, spricht der Kranke fürchterliche Dinge, schreit und heult, tobt wild herum, bricht in Gezänk und Verwünschungen aus, zerreißt mit ungewöhnlicher Kraft seine Bande und zerstört, was ihm aufstößt. Auch Bekannte, Verwandte und Freunde werden von

ihm angefallen, gemißhandelt, oft sogar getödtet. Oft wendet sich die Wuth gegen den eigenen Körper; der Kranke verwundet sich, rennt mit dem Kopfe gegen die Wand 2c. Auf der Höhe des Anfalls wird das Gesicht blaß, gelblich, die Augen von Blut unterlaufen, die Zunge trocken, Schaum tritt vor den Mund, der Puls wird groß und fieberhaft, der Schlaf von schrecklichen Träumen (von Feuer und Brand, Schlachten und Zank) unterbrochen. Der Lauf der Vorstellungen hält gewöhnlich den ganzen Tag hindurch an und ändert sich erst den folgenden. Die Dauer der Anfälle ist sehr verschieden, bald nur eine oder einge Stunden, bald mehrere Tage; sie endigen sich gewöhnlich mit Abspannung, oft mit einem langen und tiefen Schlaf. Die Veranlassungen, welche diese Krankheit herbeiführen, sind allzu mannichfaltig, die Curmethoden allzu ungewiß, als daß hierüber Etwas gesagt werden könnte. Daß aber Diejenigen, welche Anfällen von Tollheit ausgesetzt sind, ganz vorzüglich sorgfältig bewacht, und auch in den Zwischenzeiten in Aufsicht gehalten werden müssen, versteht sich von selbst. Während der Anfälle sind Zwangsmittel nothwendig, um Unglück zu verhüten.

Tomaschek (Wenzel Johann), Componist und Tonkünstler, zu Skutsch in Böhmen 1774 geb.

Tomback ist eine Metallmischung von röthlichgelber Farbe. Die Siamer werden für die ersten Erfinder desselben gehalten. Sie nehmen das beste chinesische Kupfer und Gold dazu und schätzen es noch höher als Gold. In Europa ward es erst im 17. Jahrh. durch eine Gesandtschaft, die von dort an Ludwig XIV. geschickt wurde, bekannt und nachgemacht. Zu dem europäischen nimmt man Kupfer, Messing und etwas gutes Zinn oder Zink, welches zusammen verschmolzen wird.

Tombuktu oder Timbuktu, ein berühmtes Negerreich in der

afrikanischen Landschaft Nigritien oder Sudan, zu beiden Seiten des Nigerstromes, wohin von den nordafrikanischen Küstenländern viele Handelscaravanen ziehen. Es ist den Europäern bis jetzt fast gar nicht bekannt. Mungo Park, der bis dahin vordringen wollte, erreichte dieses Ziel nicht. Seitdem haben sich mehrere britische Reisende mit der nähern Untersuchung dieses den Geographen räthselhaften Landes beschäftigt. Die ersten Nachrichten über dasselbe und seine Hauptstadt verdanken wir dem amerikanischen Schiffer Riley, der sie während seiner Sklaverei in der Zahara von seinem Herrn, einem Araber, erhielt und sie mitgetheilt hat, und wonach wir hier Tombuktu schildern wollen, in Verbindung mit dem Berichte des amerikanischen Matrosen Adams, der einige Monate zu Tombuktu gewesen ist. — Der Boden des Reiches Tombuktu ist fruchtbar u. wohl bewässert und wird mit Karsten bearbeitet. Guineakorn, Gerste, Reiß, Datteln, Feigen, Cocosnüsse, Rüben, Kartoffeln und Bohnen werden hier gezogen. Zahme Thiere sind Rindvieh, Ziegen, deren Fleisch die vorzüglichste Fleischspeise ist, Esel, Kameele, Dromedare und ein kleines Kameel, Heirie genannt, Hunde und Kaninchen. Von wilden Thieren findet man Elephanten, Antilopen, Wölfe, Paviane, Füchse, Stachelschweine, Tiger, Löwen. Die Neger leben in kleinen Städten, die mit Rohr eingezäunt sind. Ihre Wohnungen, von Rohr erbaut, sind kleine runde, mit Koth übertünchte Hütten. Sie werden von einem schwarzen Könige beherrscht, der Schegar heißt, welches gleichbedeutend mit Sultan ist. Weder der König noch seine Unterthanen sind Mohammedaner. Er hat eine Leibwache von 100 Mann mit Maulthieren beritten und mit guten Flinten bewaffnet und von 100 Mann zu Fuß mit Flinten und langen Messern versehen. — Die Hauptstadt und Residenz des Königs, Tombuktu, ist sehr groß, hat nach des Arabers Bericht 6 Mal so viel Einwohner, als Souer

im Reiche Marocco (also 216,000); Adams schätzte sie so groß als Lissabon. Nach Fitzclarence soll sie aber nur 60,000 Einw. haben. Sie ist auf einer ebenen Fläche erbaut, an allen Seiten von Hügeln umgeben, ausgenommen im Süden, wo die Ebene sich bis an die Ufer des Jolibib (des großen Nigers) ausdehnt, von welchem Flusse die Stadt nördlich 2 Stunden entfernt liegt. Gegen Morgen befindet sich ein großer Wald, worin viele Kameele sind. An der Westseite der Stadt fließt ein kleinerer Fluß. Die Stadt ist mit einer starken Mauer umgeben, deren Steine mit Thon zusammengefügt sind. Das Haus des Königs ist sehr groß und hoch. Es gibt noch eine Menge andrer von Stein erbauter Häuser, die auf der einen Seite Kaufläden haben, wo man Salz, Messer, blaues Tuch, Haiks und viele andere Dinge verkauft. Aber der größte Theil der Häuser ist aus großem Rohr erbaut, das so dick wie eines Mannes Arm, und mit Dattelbaumblättern gedeckt ist. Diese Häuser sind rund, und gehen oben in einer Spitze aus. Die Einwohner der Stadt, meistens Neger, sind sanft, friedlich, gastwirthlich. Elephantenfleisch ist ihre gewöhnliche Nahrung. Die Moslemin wohnen in einer durch eine starke Mauer von der übrigen Stadt getrennten Abtheilung. Alle Mauren und Araber, denen verstattet wird, nach Tombuktu zu kommen, müssen sich des Nachts entweder in diesem Stadtviertel aufhalten, oder die Stadt ganz verlassen. Tombuktu hat 4 Thore, welche den ganzen Tag geöffnet und sorgfältig bewacht, des Nachts aber verschlossen sind. Die Einw. treiben einen lebhaften Handel mit allen Caravanen, welche von Marocco und den Küsten des mittelländ. Meeres kommen. Von Marocco, Algier, Tunis. Tripolis ꝛc. werden alle Arten von Tuch, Eisen, Salz, Flinten, Schießpulver, Blei, Schwerter oder Säbel, Taback, Opium, Gewürz, Räucherwerk, Ambraschnuren und andere Schmucksachen, nebst noch einigen andern Ar-

tikeln gebracht, und gegen Elephantenzähne, Goldstaub, verarbeitetes Gold, Senegalgummi, Straußfedern, sehr kunstreich verfertigte Turbane und Sklaven, welche sehr wohlfeil verkauft werden, vertauscht. Diese Stadt hat auch mit Houssa und Wassanah (einer weit südöstlich, am Niger liegenden noch größern Stadt) einen lebhaften Handel in allen jenen Artikeln, die sie selbst erst durch die Caravanen erhalten hat, und sie erhält dagegen Sklaven, Elephantenzähne, Gold rc. — Erst im Jahre 1827 gelang es planmäßig dem britischen Major Gordon Laing, Tombuktu zu erreichen. Er war den 17. Juli 1825 von Tripolis, wo er sich mit der Tochter des britischen Consuls vermählt hatte, abgereist, um mit einer Caravane nach Tombuktu zu gehen und dem Laufe des Nigers bis zu seiner Mündung zu folgen. In Ghadamis (30° 7′ N. B.), einer Stadt von 7000 Einw., wo der Durchzug der Caravanen nach und von Sudan den Verkehr belebt, hielt er sich vom 13. Sept. bis zum 27. Oct. auf; in Ensala, einer Stadt der Tuariks, Bewohner der Saharah, 35 Tagereisen von Tombuktu, wurde er als Arzt mit der größten Gastlichkeit behandelt. Am 10. Jan. 1826 verließ er Ensala, zog durch die Sandebene Tenezarof, wo s. Caravane von den Tuariks überfallen, und er selbst von den Räubern schwer verwundet wurde. Durch die Sorgfalt eines Marabut kaum hergestellt, lag er zu Azoad, von wo er am 10. Jan. 1827 seine letzten Briefe an s. Frau nach Tripolis schickte, an einem ansteckenden Fieber, das alle seine aus England mitgenommenen Begleiter dahinraffte, gefährlich krank. Hierauf reiste er ohne hinreichenden Schutz nach Tombuktu. Doch bald zog der mächtige Stamm der Fulahs oder Fellatahs, 30,000 Mann stark, vor Tombuktu und verlangte Laing's Auslieferung, weil er ein Spion sei, der den Engländern Nachrichten bringe, um das Innere von Afrika zu unterjochen. Damals herrschten 24 Häuptlinge in Tombuktu. Einer derselben,

Namens Othmann Vould Quaid Abubekhr, hatte den Major Laing in seinem Hause aufgenommen; durch die Drohungen des Fulahs erschreckt, veranlaßte er den Major, des Nachts heimlich abzureisen, und gab ihm mehrere treue Leute mit; allein einer von diesen, Rebhel, von den Fulahs gewonnen, lieferte ihnen nicht nur den Major Laing aus, sondern gab ihm auch den ersten Dolchstich. Dies geschah auf dem Wege von Tombuktu nach Bambara. Das Oberhaupt der Fulahs, Sultan Bello, hob jetzt die Aristokratie von Tombuktu auf und machte den Othman zum Alleinherrn. Laing's Papiere scheinen verloren zu sein; nur die früheren Tagebücher von ihm, die bis Casala reichen, sind in London angekommen. Ein anderer Brite, Capitain Clapperton, ebenfalls durch Untersuchungsreisen bekannt, wollte auch Tombuktu besuchen, als er zu Floccatoo (Soccatu), d. 13. April 1827, an der Ruhr, 38 Jahr alt, starb. Sein Bedienter, Richard Lander, hat seine Papiere gerettet und ist über Houssa zurückgekommen. Die vom Major Denham dem Scheik von Bornu als Geschenk überbrachte Kriegsmunition, u. A. Congreve'sche Raketen, hatten die Fellatahs und den Sultan Bello gegen alle Engländer mißtrauisch gemacht. Im Herbste 1828 kam ein Franzose, Namens Caillé, nach 16 Monaten Reisen im Innern von Afrika, wo er die Wüste zwischen Marocco und Tombuktu durchzogen und in letzterer Stadt sich aufgehalten hat, über Tanger nach Toulon und Paris. Hier hat die Gesellschaft für Geographie, deren Vicepräsident Jomard ist, seine Nachrichten gesammelt.

Ton im Gemälde, s. Farbengebung.

Ton, Tonart, Tonleiter, Tonsystem, in musikalischer Hinsicht (denn auch in malerischer, declamatorischer und prosodischer Hinsicht redet man von Ton. s. Accent) bedeutet den Klang oder Schall, in Rücksicht des Verhältnisses von Höhe und Tiefe im Allge-

meinen, und jeden einzelnen Klang unseres Tonsystems insbesondere. Der Ton in dieser Bedeutung — und dies ist die musikalische Grundbedeutung — wird durch die größere oder geringere Schnelligkeit gleichmäßig wiederkehrender Schwingungen des elastischen Körpers, welche auf unser Ohr wirken, bestimmt. Die musikalischen Töne aber unterscheiden sich von den Sprachtönen besonders dadurch, daß diese kurz herausgestoßen, jene aber mehr durch einen anhaltenden Druck herausgezogen werden, und daher dem Gehör eine bestimmtere Empfindung ihrer Höhe, Bildung und ihrer Verhältnisse einprägen. Von der Erzeugung und Fortpflanzung des Tons redet die Akustik (s. d.) oder physische Klanglehre. Wir bleiben hier bei dem Musikalischen stehen. Die Verschiedenheit des einen Tons von dem andern, in Hinsicht der Höhe und Tiefe, bildet das Intervall. Da aber in der Tonkunst nicht alle Töne brauchbar sind, sondern nur diejenigen, durch welche eine Zusammenstimmung möglich ist, so hat man die musikalischen Töne in ein System (Tonsystem) gebracht, welches daher den ganzen Inbegriff der in der Musik brauchbaren, durch Höhe und Tiefe verschiedenen Klänge in abgemessener Ordnung aufgestellt bezeichnet. Der Umfang dieser Töne ist zwar nicht unendlich, denn das Gehör vernimmt keine Töne, wo die Schwingungen zu schnell oder zu langsam sind, aber doch auch noch nicht in bestimmter Zahl begrenzt. Die abgemessene Ordnung aber, und mithin das Tonsystem selbst, ist erst eine Erfindung der Zeiten, wo über die Töne genauere Nachforschungen angestellt, und ihre Verhältnisse an musikalischen Instrumenten festgesetzt wurden; denn der Naturmensch folgt nur seiner Empfindung, wenn er Töne hervorbringt, ohne von einer bestimmten Abmessung zu wissen; was auch daraus erhellt, daß die Lieder der Wilden in unser heutiges diatonisches Tonsystem so wenig passen wollen. Da nun das Instrument nicht, wie die menschliche

Stimme, alle verschiedene Töne ohne besondere Vorrichtung angibt, so mußten Diejenigen, welche durch Instrumente eine bestimmte Melodie hervorbringen wollten, gewisse Töne denselben gleichsam auf bestimmte Weise zutheilen, und in regelmäßiger Folge festsetzen; Saiten mußten zu Hervorbringung gewisser Töne auf bestimmte Weise gestimmt, ihnen eine bestimmte Länge gegeben, und Löcher auf Blasinstrumenten in abgemessenen Zwischenräumen ausgehöhlt werden. Unter allen zuerst wird man die einfachsten, von Natur am leichtesten in die Ohren fallenden Tonverhältnisse auf diese Weise fixirt haben. So sagt die Fabel, Hermes habe die Lyra mit 4 Saiten bespannt, und sie in das Verhältniß der Quarte, Quinte und Octave gestimmt; und wahrscheinlich waren diese Töne zur einfachsten Begleitung der Stimme hinreichend. Nach und nach fügte man die noch fehlenden Töne der Octave ein. In diesem ersten System nun, welches 4 Saiten oder Töne begriff, lagen 2 Quarten, welche die beiden äußersten Töne bildeten, z. B. a d e a, den tiefsten Ton nämlich nannte man A. Daher nennt man dies System, oder die Abtheilung der Töne nach Quarten, Tetrachord. Die Vermehrung der Töne scheint ebenfalls durch Quarten fortgeschritten zu sein, sodaß man z. B. der Saite d ihre noch fehlende Quarte g gab, und unterwärts dem Ton e die Quarte h, indem man immerfort nach Quarten stimmte. Nun hatte g seine reine Quarte noch nicht; um aber nicht über die Octave hinauszugehen, nahm man dieselbe in der Octave von g unterwärts; diese bekam die Quarte f, und so hatte man die ganze Octave, oder eine stufenweise Folge von Tönen von einem Grundton bis zu seiner Octave, welche man die Tonleiter oder Scala nennt. Die hier gefundene Tonleiter aber bestand aus den Tönen.

A	B	C	D	E	F	G	a
1	$\frac{8}{9}$	$\frac{27}{32}$	$\frac{3}{4}$	$\frac{2}{3}$	$\frac{81}{128}$	$\frac{9}{16}$	$\frac{1}{2}$

welche in dem Verhältnisse vo
standen.

Da man aber die Quarten auf verschiedene Arten in kleinere Intervallen theilte, so entstanden daraus die Ton= oder Klanggeschlechter nämlich 1) das *enharmonische*, 2) das *chromatische*, 3) das *diatonische*, in welchem nur ganze und halbe Stufen vorkommen. Das neuere diatonische System ist diejenige Tonabtheilung, nach welcher die Octave in 7 Töne eingetheilt wird, welche aus 5 ganzen und 2 halben Stufen (Tönen — daher auch ein Ton oft so viel als das Intervall eines ganzen Tons heißt) besteht, und man in demselben nie in kleinern als halben Tönen, auch nie durch 2 halbe Töne hintereinander fortschreitet. Da nun die Alten die Halbtöne (Semitonia) **cis, dis, fis, gis** in ihr System noch nicht aufgenommen hatten, und die Tonleiter oder die fortschreitende Reihe der 8 Töne der Octave (welche man vom Grundton an aufwärts durch Zahlen bezeichnet und benennt, z. B. Secunde, Terz ꝛc.) etwa folgende war:

C D E F G A b B c

indem die 7. Stufe einen doppelten Ton, klein und groß **B**, hatte, aus welchem letztern späterhin aus Irrthum **H** geworden ist, so erhielten sie dadurch 2 Hauptarten oder **modos** des Klanggeschlechts, nämlich die harte und die weiche. (In einem andern Sinne reden wir von einer harten oder weichen Tonart.) Wurde nämlich an der Doppelsaite **B** der höhere Ton (jetzt **h**) genommen, so hieß der Gesang hart (**cantus durus**), wurde der tiefere genommen, so entstand der weiche Gesang (**cantus mollis**). Da man nun jeden der 7 Töne der Octave zum Grundton (**tonica**) — auch dieser wird oft der Ton schlechthin genannt, wenn man sagt, ein Stück gehe aus dem oder jenem

Ton — nehmen kann, und hierbei die halben Töne des diatonischen Systems immer eine verschiedene Lage erhalten, so entstehen daraus 7 verschiedene Tonarten. Die alten Kirchensänger, welche in ihrer Melodie die Grenzen einer Octave nicht überschreiten durften, erhielten dadurch, daß sie bald von dem Grundton zur Quinte und Octave, bald von der Quinte des Grundtons (Dominante) zur Octave und Duodecime aufstiegen, eine Verdoppelung ihrer Tonarten, nämlich die authentische und plagalische. Hätte nun jeder Ton ihres Systems seine reine Quinte und Quarte gehabt, so würden in Allem 14 Tonarten, nämlich 7 authentische und 7 plagalische gewesen sein; weil aber dem **H** die Quinte, dem **F** die Quarte fehlte, so konnte jener nur plagalisch, dieser nur authentisch sein, daher gab es überhaupt nur 12, nämlich 6 authentische und 6 plagalische Tonarten der alten Kirchenmusik, daher Kirchenton genannt, davon jede einen eigenthümlichen Charakter hatte. Jede dieser sogenannten Tonarten der Alten, oder sogenannten K i r c h e n t ö n e, hatte ihren eignen griech. Namen, und sie sind in folgender Uebersicht enthalten:

Auth.	d	e	f	g	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$	dorische
Plag.	A	H	c	d	e	f	g	a	hypodorische
Auth.	e	f	g	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$	$\bar{e}$	phrygische
Plag.	h	c	d	e	f	g	a	h	hypophrygische
Auth.	f	g	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$	$\bar{e}$	$\bar{f}$	lydische
Plag.	c	d	e	f	g	a	$\bar{h}$	$\bar{c}$	hypolydische

Tonart.

Auth.	g	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$	$\bar{e}$	$\bar{f}$	$\bar{g}$	myxolydische	Tonart.
Plag.	d	e	f	g	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$	hypomyxolydische	
Auth.	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$	$\bar{e}$	$\bar{f}$	$\bar{g}$	$\bar{a}$	äolische	
Plag.	e.	f	g	a	h	$\bar{c}$	$\bar{d}$	$\bar{e}$	hypoäolische	
Auth.	c	d	e	f	g	a	h	$\bar{c}$	ionische	
Plag.	G	A	H	c	d	e	f	g	hypoionische	

Wir haben noch viele Choralmelodien in diesen Tonarten. (S. Prinz's »Musikal. Kunstübung.«) Nach dem alten diatonischen System nun, konnte kein Ton, b ausgenommen, vergrößert werden. Das Gefühl dieser Unvollkommenheit und das Bedürfniß der Transposition veranlaßte die Erfindung neuer halber Töne zwischen den ganzen Stufen. Man theilte daher die Octave in 12 Stufen, sodaß sie mit Wiederholung des Grundtons 13 Stufen und Saiten erhielt. Hätte man nun jeder Saite des Instruments auch seine reine, sowohl kleine als große, Terz, reine Quarte und Quinte geben wollen, so würde man noch viel mehr Zwischensaiten bekommen, und durch den Gebrauch der Viertelstöne, durch welche z. B. es und dis verschieden sein würden, die Ausübung der Tonkunst unendlich erschwert haben. Man blieb also bei den 13 Tönen und Saiten stehen, sodaß jeder der 12 Töne der Octave zum Grundtone in der harten und weichen Tonart gemacht werden kann, doch so, daß nicht alle Intervallen ihre vollkommene Reinheit erhalten, sondern bald dieser, bald jener Ton auf eine fast unbedeutende Weise höher oder tiefer gebraucht wird. Dieses nennt man die Temperatur des Tonsystems. Sie wird bei Sulzer definirt als eine wohlüberlegte kleine Abweichung von der höchsten

Reinheit eines Intervalls, um es dadurch in Verbindung mit andern desto brauchbarer zu machen, und insbesondere als die Einrichtung eines ganzen Tonsystems, nach welcher einigen Tönen etwas von ihrer genauen Reinheit, die sie in Absicht auf gewisse Tonarten haben sollten, benommen, damit sie auch in andern Tonarten brauchbar sind, u. alle in möglichster Harmonie bleiben. Die Anforderungen an die Temperatur sind, daß jeder der 12 Töne des Systems als Grundton in der harten und weichen Tonart gebraucht werden könne, ohne die Anzahl der Saiten zu vermehren, daß die Octave völlig rein sei, und die Quinte nicht merklich von ihrer Reinheit abweiche. Gleichschwebend heißt die Temperatur, bei welcher alle 12 halbe Stufen des Systems gleich abgemessen werden, durch welche mithin allen reinen Quinten etwas von ihrer ursprünglichen Reinheit entzogen, und den Quarten zugefügt wird (hier sagt man, die Quinten schweben abwärts), auch eine große Terze um so viel zu hoch gestimmt wird, als die andere; ungleichschwebend, wenn einige Quinten und Terzen von einander abweichen, sodaß einige ein wenig höher, die andern tiefer sind. Nun kann aber die81Hauptharmonie oder der Hauptaccord eines Tons zweifach sein, indem sich in demselben entweder die große oder kleine Terz befindet, und dies nennen wir bei uns im engern Sinne Tonart (modus), nämlich im ersten Falle die große, harte, oder Durtonart; im zweiten die kleine, die weiche, oder Molltonart. Es gibt also hiernach in der neuern Musik 24 Tonleitern oder Tonarten im weitern Sinne (Gattungen der zu einem Tonstücke verbindungsfähigen Töne, in Beziehung auf den Grundton). — Die Dur- und Molltonart haben jede ihren eigenthümlichen Charakter; jene dient mehr zum Ausdruck fröhlicher und lebhafter, diese zum Ausdruck weicher und trauriger Empfindungen. Die ungebildeten Völker lieben die letztere. Nicht minder hat jede Tonleiter, nach der Ver-

schiedenheit ihres Grundtons und dessen Lage und Verhältniß im Tonsystem, ihren eignen Grad der Härte und Weichheit und ihren besondern, zum Ausdruck gewisser Empfindungen vorzüglich geeigneten Charakter. Ersteres hängt damit zusammen, daß die harten und weichen Tonleitern nicht für alle Töne völlig gleich sind, indem weder die Terzen, noch die Sexten in jedem Tone gleiche Verhältnisse haben. Dieser Vortheil eines innern Unterschieds der Tonleiter findet aber nicht bei der gleichschwebenden Temperatur statt, bei welcher vielmehr die Tonleiter C-dur und A-moll sich in den andern Tönen wiederholt.

Tonart, s. Ton.

Tonica. Durch dieses Wort wird in der Musik der erste oder Grundton der diatonischen Tonleiter und dann auch vorzugsweise der Grund- oder Hauptton jedes Stücks bezeichnet, von welchem Gesang und Harmonie ausgehen und schließen. Der 5. Ton (aufwärts gerechnet) von der Tonica ist die Dominante, welche sonst auch tonische Tonica genannt wurde. Beide Töne haben ihre eignen Accorde. Der Accord, welcher auf der Tonica ruht, ist allezeit der vollkommene Dreiklang. — In der Arzneikunde nennt man **Tonica (remedia)**, tonische Mittel, Arzneien, durch welche die verloren gegangene Elasticität der Fibern des Magens und der Eingeweide, sowie des ganzen Körpers, wiederhergestellt werden soll.

Tonkunst, s. Musik.

Tonleiter, s. Ton.

Tonne, ein großes Faß; ein Gefäß von bestimmtem Maße, meistens für flüssige Dinge, das aber in verschiedenen Ländern sehr verschieden ist. In Sachsen ist eine Tonne Bier der 4. Theil eines Fasses, und enthält 90 Kannen. Auch der Landwein wird bisweilen nach Tonnen zu 100 — 108 Kannen berechnet. Oel, Butter, Schmalz, Häringe werden auch nach Tonnen berechnet. In einem

Theile Niederdeutschlands und in Dänemark ist Tonne ein Getreidemaß. In Dänemark sind die Abgaben von den Ländereien nach Tonnen Hartkorn (wie in Sachsen nach den Hufen) festgesetzt; man versteht da unter einer Tonne Hartkorn so viel Land, als mit 3 Tonnen Korn, Gerste und Hafer, besäet werden kann, und das gewöhnlich 112,000 Quadratfuß enthält, aber nach Beschaffenheit des Bodens auch verschieden ist. — Eine Tonne Goldes sind 100,000 Thlr. oder Gulden, je nachdem in einer oder der andern Münzsorte gerechnet wird. — In der Schifffahrt bedeutet Tonne 1) das Maß des körperlichen Raumes eines Schiffes, nämlich einen Raum von 42 Quadratfuß; 2) das Maß der Last oder Schwere, welches ein Schiff tragen kann. In dieser Bedeutung ist eine Tonne so viel als eine Last von 2000 Pfund. Wenn daher von einem Schiffe gesagt wird, daß es 200 Tonnen führe oder 200 Tonnen groß sei, so heißt dies so viel als: es kann eine Ladung von 4000 Ctrn. à 100 Pfd., oder 400,000 Pfund tragen. 2 Tonnen oder 4000 Pfd. machen eine Schiffslast. — Noch heißt Tonne (Schiffstonne, Baake, Boye) ein starkes, mit eisernen Reifen beschlagenes Gefäß, wie eine Tonne, nur mit dem Unterschiede, daß es an einem Ende spitziger ist als an dem andern, welches mit Ketten an einen Anker oder schweren Stein gehangen und in das Meer oder in die Mündungen großer Ströme, wo Untiefen oder Felsen sind, gesenkt wird, um durch die oben auf dem Wasser treibende oder schwimmende Tonne das Fahrwasser zu bezeichnen, und die Schiffer zu warnen. Diese Tonnen haben, nach Beschaffenheit der Umstände und Jahreszeiten, verschiedene Farbe, und es gibt schwarze, weiße und rothe Tonnen.

Tonnengewölbe nennt man in der Baukunst eins der stärksten, und dabei einfachsten Gewölbe, das, einen halben Cirkel bildend, auf 2 mit einander gleich laufenden Wänden anschließt. Sehr

oft findet man in gothischen Kirchen und Gängen dergleichen Gewölbe angebracht.

Tonsetzkunst ist der Inbegriff der Geschicklichkeiten, welche dazu gehören, ein musikalisches Werk zu componiren. Hierzu gehört außer dem natürlichen Talent die Kenntniß des Tonsatzes und seiner verschiedenen Formen, welche durch Melodik, Rhythmik und Harmonik vorbereitet wird; ferner die Kenntniß und Uebung der Mittel der Tondarstellung; endlich die Kenntniß des schönen Ausdrucks durch Töne. Die Theorie der Tonsetzkunst theilt daher diese Kenntnisse mit. Als solche hat sie eine doppelte Seite, nämlich die technische, gleichsam die Grammatik der Tonkunst; diese besteht namentlich in der Kunst des reinen und kunstgemäßen Satzes und wird vorzugsweise Setzkunst genannt; und die ästhetische Seite, welche die Bildung des Tonstücks nach den Bedingungen der Schönheit betrifft. (s. Composition.)

Tonsur, auch **Corona clericalis**, die priesterliche Krone genannt, bei den kathol. Geistlichen eine Ceremonie, wo dem, der in den geistlichen Stand eintritt, ein kleinerer oder größerer Fleck Haare auf dem Wirbel des Kopfes abgeschoren wird. Alle, Welt- und Ordens-Geistliche, müssen sie haben; auch geschieht die Ordination zum Amte nicht eher, als bis der Candidat diese Tonsur empfangen hat.

Tontine, eine Art von Leibrenten.

Tonzeichen, s. Noten.

Topas, ein Edelstein, welcher sich in rhombischen, meist vertical gestreiften Prismen findet, muschligen und unebenen Bruch, Glasglanz, eine bedeutende Härte, welche über der des Quarzes und unter der des Sapphirs steht, und 3, 5faches spec. Gewicht hat; farblos, grünlichweiß, meergrün, gelblichweiß, weingelb, honiggelb und orangegelb ist und aus Thon- und Kieselerde und aus Flußsäure besteht. Sehr schöne Varietäten liefern Brasilien, Sibirien und Sach-

sen. Der Topas ist kein sehr geschätzter und daher auch kein theurer Edelstein und wird meist pfundweise verkauft. Durch Brennen sucht man seine Farbe entweder zu vernichten oder zu erhöhen.

Topik. Der Ausdruck Topik hat eine doppelte wissenschaftliche Bedeutung, eine logisch-rhetorische und eine theologische. Was die erste betrifft, so pflegten die alten griech. und röm. Lehrer der Redekunst unter dem Namen Topik eine systematische Darstellung gewisser allgemeiner Begriffe und Sätze vorzutragen, von welchen sie meinten, daß sie sowohl bei der Ausarbeitung jeder öffentlichen Rede, als bei besondern Gattungen rednerischer Vorträge zu einem Leitfaden für die Wahl und Erfindung zweckmäßiger überzeugender Gründe und Beweise benutzt werden konnten. Sie unterschieden Beweisplätze (locos argumentorum, τοπους, Quellen der Beweise, fontes argumentorum) und Gemeinplätze (locos communes). Unter den erstern verstanden sie allgemeine Begriffe, aus welchen der Redner mit Hülfe seiner Urtheilskraft, welche den gegenwärtigen bestimmten Fall, den Gegenstand der Rede mit jenen allgemeinen Ansichten vergleicht, hinreichende Beweise für seine Behauptung zu entwickeln im Stande sei, z. B. das Aehnliche, das Unähnliche, das Entgegengesetzte, oder Ursache und Wirkung, oder Gattung und Art u. dgl. Gemeinplätze nannte man dagegen allgemeine Sätze, welche dadurch gebildet werden, daß man die vermittelst der Beweisquellen aufgefundenen Beweise, die sich zunächst auf bestimmte Personen und Thatsachen beziehen, auf die ganze Gattung überträgt. Ein solcher locus communis war z. B. bei den gerichtlichen Reden der Alten, die sich mit einer Anklage oder einer Vertheidigung beschäftigten, der Satz: alle Rechtssachen sind insofern von gleicher Wichtigkeit, als sie die Frage betreffen: was ist Rechtens? Man sammelte daher in der Topik theils die Beweisquellen, theils die Gemeinplätze, von welchen der Redner sowohl zur

Belehrung des Verstandes, als zur Rührung und Erschütterung der Gemüther Gebrauch machen konnte. Vgl. Aristoteles's »Rhetorik,« 1. Buch, vorzüglich Cap. 2, 3 (in den Büchern, welche Topik überschrieben sind, behandelt er die Anwendung der Schlüsse zur Erfindung und Bestimmung der Wahrscheinlichkeit); den Verf. der rhetorischen Bücher »**Ad Herennium**« (1, 2, 3. Buch); Cicero »**De inventione**« (1. Buch, Cap. 6—15, Cap. 24—52, und 2. Buch); ebendess. »**Topica**« u. »**Partitiones oratoria**« (Cap. 1, 2, 3, 9—15); ferner die Bücher »**De oratore**« (2. B., Cap. 30 fg.); Quintilian's Werk: »**Institutiones oratoriae**« (5. B.). Obgleich sich die Topik der Alten immer zunächst auf die griech. und röm. Staatsberedtsamkeit, insbesondere die gerichtliche bezog; so finden wir doch in ihren Anweisungen auch manchen für unsere Redner, selbst für den geistl., brauchbaren Wink. Schätzbare Beiträge zu einer für unsere Rhetorik geeigneten, besonders homiletischen Topik haben verschiedene neuere Schriftsteller geliefert. Mehrere sind bereits in Schott's »Kurzem Entwurf einer Theorie der Beredtsamkeit« (2. Ausg., Leipzig 1815) angeführt worden. Außerdem müssen in eben dieser Hinsicht auch noch die neuern Schriften von Kästner: »Topik, oder Erfindungswissenschaft« (Leipz. 1816); Reinbeck, »Handb. der Sprachwissenschaft« (2. Bd., 1. Abth., Essen und Duisburg 1816); Kaiser, »Entwurf eines Systems der geistl. Rhetorik« (Erlangen 1816) genannt und verglichen werden. Abgesehen von der Redekunst erlangte der Ausdruck Topik dann die Bedeutung einer Nachweisung der Gebiete der menschlichen Erkenntniß, in welcher man gewisse Gegenstände der Untersuchung zu suchen habe. Eine solche Nachweisung gründet sich auf eine allgemeine Anordnung und Verzeichnung der menschl. Grundbegriffe; eine solche versuchte auch Raim. Lullus (st. 1814) in s. »**Ars magna.**« (Seine sämmtlichen Werke erschienen zu

Mainz 1721—42 in 10 Bdn., Fol.). — Im theologisch-dogmatischen Sinne ist Topik insbesondere eine Theorie der Grundsätze, welche der Theolog bei der Wahl und Behandlung der bibl. Beweisstellen zu beobachten hat. Denn, um die reine bibl. Glaubens- und Sittenlehre aufzustellen, in welche nichts Fremdartiges hineingetragen wird, muß der Theolog nothwendig bei jeder einzelnen Lehre, die für eine bibl. erklärt wird, vor allen Dingen über die Frage mit sich einig werden: ob es auch in der That Stellen der heil. Schrift gebe, in welchen diese Lehre ausdrücklich vorgetragen wird, oder aus welchen sie leicht und natürlich durch eine Schlußfolge abgeleitet werden kann und muß. Da es nun hier nicht sowohl auf die Menge der Stellen ankommt, die man für eine Lehre anführt, als auf die Richtigkeit ihres Textes, ihre Deutlichkeit, ihren Zusammenhang mit der Lehre, welche als eine biblische dargethan werden soll, ihre beweisende Kraft, so bedarf der Theolog auch bestimmter Grundsätze, nach welchen er entscheidet, ob eine Stelle für einen solchen Zweck angewendet werden könne oder nicht, und einer zweckmäßigen Methode in der Darlegung, der Art und Weise, wie aus der angeführten Stelle (wo dies nicht selbst einleuchtet) der zu beweisende Lehrsatz folgt. Man nennt diese Topik auch Topologie.

Topisch, örtlich, von τοπος, der Ort; daher topische Mittel, in der Medicin, örtliche Mittel, solche, welche auf einen leidenden Theil des Körpers selbst angewandt, auch nur auf diese Stelle wirken sollen, und daher den allgemeinen Mitteln entgegengesetzt werden, deren Wirkungen sich auf den ganzen Körper, oder doch auf einen beträchtlichen Theil desselben beziehen. Dahin gehören z. B. Bähungen und Aufschläge, Einreibungen, Aetzmittel, Blasen ziehende Mittel ꝛc.

Töplitz, s. Teplitz.

Topographie, Ortsbeschreibung, d. i. genauere Beschreibung einer Gegend, einer Stadt rc. Gewässer, Berge, Wälder, besonders angebauete Plätze, einzelne Wohnungen, Wege, Brücken, Gassen und ihre Verbindung unter einander, sind die wesentlichsten Gegenstände derselben. Unter einer topographischen Zeichnung oder Aufnahme denkt man sich demnach eine solche, wo alle diese Gegenstände im Grundrisse bestimmt und genau angegeben sind. Man unterscheidet sie von generellen Rissen, wo diese Bezeichnungen fehlen, und dann wiederum von Rissen besonderer Zweige, als Cameralrisse, militairische Risse, Wasserbaurisse, wo jedesmal die darauf Bezug habenden Gegenstände besonders herausgehoben, bemerkt und ausführlich dargestellt sind.

Tora (Thora), Hathorah (hebr.), das Gesetz. Man versteht darunter die 5 Bücher Mosis, weil in diesen das eigentl. geschriebene Gesetz der Juden enthalten ist. In den Synagogen ist die Tora die pergamentene Rolle, auf welcher die 5 Bücher Mosis geschrieben sind, und woraus am Sabbath gewisse Abtheilungen vorgelesen oder gesungen werden. Dieses geschriebene Gesetz ist von der Kabbala, oder den mündlichen Ueberlieferungen unterschieden, die Gott dem Moses auf Sinai mitgetheilt haben soll, und die in der Folge im Talmud gesammelt worden sind.

Toreutik (τορευτικη). Dieses Wort pflegt höchst verschieden, und bald im weitern, bald im engern Sinne genommen zu werden. Ernesti in seiner »Archaeologia literaria« (5. Cap.) nimmt es in so weiter Bedeutung, daß es beinahe dem Begriffe der Bildnerei gleichkommt, nur daß er als Nebenart derselben noch die Plastik im eigentlichen Sinne anführt. Er rechnet zur Toreutik die Bildhauerkunst in Stein (ars statuaria), die Bildnerei in Edelstein, Metallen und Elfenbein (caelatura) und in Holz (sculptura), doch setzt er hinzu, daß man diese Namen nicht durchgehends gleich gebraucht habe.

Er sagt, die Griechen nennen τορευτον und γλυπτον, was mit dem Meißel oder einem ähnlichen Instrumente gearbeitet wird. Winckelmann in seiner »Geschichte der Kunst« sagt, Toreutik sei die erhabene Arbeit in Silber und Erz genannt worden, die erhabene Arbeit auf Edelsteine dagegen ἀναγλυφον; Beides ohne hinlänglichen Grund. Eschenburg und Heyne verstehen darunter die Bildgießerei. Letzterer führt in seinen »Antiquarischen Aufsätzen« (2. Bd.) an: τορευειν, welchem das lat. caelare entspreche, wie es auch Plinius nimmt, sei bei den Alten nur von erhabenen Gußarbeiten gebraucht worden. Nach Schneider (»Griech. Handwörterbuch«) ist es erwiesen, daß τορευω und τορευμα nur von halb oder ganz erhabener Arbeit in Metall gebraucht werden, welche durch Formen und Gießen, nicht durch Graben oder Graviren, gemacht wird. Von einigen Schriftstellern wird es auch von erhabenen Figuren auf (irdenen und gläsernen) Gefäßen und geschnittenen Steinen gebraucht. Die spätern Griechen, wie Pausanias, brauchten es auch von ganz runden Figuren, Plinius aber hat unter toreutice überhaupt Bildnerei in Bronze verstanden. Endlich hat man angenommen, daß es auch von dem Ueberarbeiten und Vollenden der gegossenen Bilder mit dem Meißel gebraucht worden sei; so z. B. Veltheim.

Torf nennt man die aus innig durcheinander verwebten und zusammengepreßten, eigends modificirten Pflanzentheilen bestehenden, erdig-compacten, oder filzartigen Substanzen, welche mit mehr oder weniger lebhafter Flamme brennen, darauf längere Zeit glühen, und also auch verkohlt werden können. Man unterscheidet 1) Morasttorf; er ist locker, filzartig, zähe und brennt leicht und ohne schwefeligsaure Dämpfe, jedoch mit dickem, stinkendem Rauche. Er findet sich in großer Menge unmittelbar unter der Dammerde oder dem Rasen, auch auf dem Grunde von Morästen. 2) Landtorf oder Kiestorf ist

dicht und enthält häufig Kies und Muscheln, weshalb er sich nicht selten selbst entzündet und zur Vitriolbereitung tauglich ist. Er findet sich unter Lagern von Sand, Thon und Kreide, und ist eine weit ältere Bildung als Nr. 1. 3) Meertorf findet sich an den Küsten, zumal der Nordsee, und ist ganz aus Tangen gebildet. — Der Torf erfüllt oft weite Strecken in den Ebenen und weiten Flächenbassins der Niederungen, auch auf den Plattformen der Gebirge; seine Bildung ist noch ganz neu, und geht noch ununterbrochen fort. Man gewinnt ihn durch Stechen in parallelepipedischen Stücken, und läßt ihn dann in freien Haufen, oder unter Schuppen wohl austrocknen, wobei er sehr stark, und zwar um so mehr schwindet, je besser er ist. Auch die lockere schlammige Masse vom Grunde der Moräste wird ausgefischt, und in Formen gepreßt. Man unterscheidet daher Stich- und Streich- oder Preßtorf. Der Torf ist ein sehr nützliches Brennmaterial, und z. B. für Holland von derselben Wichtigkeit als die Steinkohlen für England. Bei allen Sied- und Verdampfungsarbeiten, in Kalk- und Ziegelöfen ist er statt des Holzes zu gebrauchen. — Das Torfstechen geschieht nach gewissen Regeln. Zuerst macht man Abzugsgräben für das Wasser, welches am besten bei trockener Witterung geschieht. Dann ebnet man den Boden durch Abstechen der obersten ungleichen Schicht, die ohnehin, wegen Einwirkung der atmosphärischen Luft, den schlechtesten Torf enthält, dem die nöthige Menge verbrennlicher Theile fehlt. Die darauf folgende nun geebnete Schicht sticht man in Parallelepipeden aus, und setzt sie zum Trocknen auf eine Anhöhe. So fährt man fort, eine Schicht nach der andern abzustechen, bis sich keine Reste von unverwesten Pflanzen mehr zeigen. Bei dieser Arbeit muß man dahin sehen, daß theils das Wasser nicht zu stark abfließe, und die Torfwiese also ganz trocken gelegt werde, theils aber, daß die stehenbleibende Schicht nicht zu hoch unter Wasser liege, weil

das gewöhnliche Wasser den Torf auszehrt und verdirbt; sondern die Torfschichten müssen, ehe sie gestochen werden, von ihrem eignen, vorher angeführten braunen und fettigen Wasser durchzogen sein, da dies die Brennbarkeit des Torfes erhält. Man muß ferner den Torf auch nicht zu tief stechen, weil man sonst auf unfruchtbare Erde kommt. Gewöhnlich aber steht Sand, oft wahrer Flugsand unter dem Torfe. Sticht man zu tief, so hat man außer dem Nachtheil, einen unbrauchbaren Torf zu bekommen, noch den, daß kein neuer Torf nachwächst, da es dann an den nöthigen Wurzeln solcher Pflanzen fehlt, die durch Vermehrung Torf liefern. Man muß auch immer dahin sehen, daß sich der Torf wiedererzeuge, welches ungefähr in 5—10 Jahren geschieht, und auf diese Art kann unter günstigen Umständen eine Torfwiese, wenn sie richtig behandelt wird, eine unerschöpfliche Quelle von Feuerungsstoff werden. Daß man aber eine Wiese, die bisher keinen Torf gegeben, zu einem Torfmoor machen könne, scheint uns nicht glaublich, weil die eigenthümlichen Pflanzen, sowie das eigenthümliche Wasser dieser Wiesen, schwer durch Kunst erzeugt werden können.

Torgau, eine an dem Elbstrome, über welchen eine halb steinerne und halb hölzerne Brücke führt, gelegene stark befestigte Stadt, im merseburger Regierungsbezirke der preuß. Provinz Sachsen, war bis 1815 königl. sächsisch. Sie hat 5 Kirchen, e. Lyceum, 700 H. und 4000 Ew., ohne die Besatzung. Im dreißigjährigen, sowie im Befreiungskriege 1813, nachdem es vorher vom Könige von Sachsen zur Festung umgeschaffen war, litt Torgau viel. Innerhalb der Stadt liegt das Schloß Hartenfels und dabei das Fort Zinna. Hier verfertigten Luther und seine Freunde 1530 die Torgauer Artikel, die Grundlage der augsburgischen Confession, auch ward hier das Torgauische Buch, das gegen den Kryptocalvinismus gerichtet war, von mehr denn 8000 Geistlichen unterschrieben und publicirt. Die Stadt

ist der Sitz eines Rent-, Justiz-, Forst- und Postamts. In alten Zeiten war die Tuchmanufaktur und Brauerei sehr beträchtlich, und das torgauer Bier berühmt. Der Elbhandel ist bedeutend. Bei Torgau, eigentlich bei den Dörfern Zinna, Siptitz, Usnig rc., fiel am 3. Nov. 1760 eine wichtige Schlacht zwischen den Oestreichern und Preußen, zum Nachtheil der erstern, vor.

Tories und Whigs, Parteien in England, deren Ursprung unter König Jakob I. zu suchen ist, welcher von dem Erbrechte der Könige und ihrer Gewalt sehr überspannte Begriffe hatte, und dadurch mit einem großen Theil der engl. Nation in Mißhelligkeit kam. Unter seinem Sohne, Karl I., ging das Uebel weiter. In dem Kriege, der zwischen ihm und dem Parlament ausbrach, nannten die Anhänger des Letztern die königl. Gesinnten Tories, ein irländisches Wort, welches so viel bedeutet als Räuber. Hiermit zielten sie besonders auf die Räuberbanden in Irland und auf die Beschuldigung, welche man dem Könige machte, daß er die damals in Irland entstandene Empörung, mithin Rebellen und Räubergesindel begünstige. Die von der Partei des Königs belegten dafür ihre Gegner mit dem Namen Whigs, und zielten damit auf ihre Verbindung mit den Schottländern, besonders auf die puritanische Partei in Schottland, zu deren Unterstützung während des Bürgerkrieges (1648) Bauern aus Westschottland, die von dem Worte **Whigam**, dessen sie sich beim Treiben ihrer Pferde bedienten, **Whigamores** hießen, die Waffen ergriffen hatten; nach Andern aber entstand der Parteiname aus dem schottischen Worte Whig, das Molken (das Lieblingsgetränk jener Bauern) bedeutet. Inzwischen wurden diese Schimpfnamen, welche beide Theile einander gaben, wenig bekannt. Erst unter Karl II., der den religiösen und politischen Geist der Nation nicht faßte, und durch seine Despotenlaune die alten Parteien wieder erweckte, wurden Tory und Whig ansehn-

liche Namen, und zwar 1678 bei Gelegenheit der Verschwörung gegen den König, deren die Katholiken beschuldigt wurden. Diejenigen, welche die Verschwörung für eine leere Erdichtung ansahen, wurden Tories, und die, welche sie für wahr hielten, Whigs genannt. Denn ihre Verschiedenheit in der Gesinnung wirkte auch auf die Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit jener Sache. Die Tories waren nämlich Freunde des Königs, welche, ohne Karls II. höchst leichtsinniges Benehmen zu billigen, das Vorrecht der Krone vertheidigten, die Whigs hingegen wollten der königl. Macht das Ansehen der Gesetze engegenstellen; sie wollten diesen mehr Kraft und dem Parlamente mehr Unabhängigkeit geben. Der geistvolle, aber höchst unmoralische Shaftesbury war die Seele der Whigs. Um sich an dem Könige zu rächen, dessen Minister und verderblicher Rathgeber er lange Zeit gewesen, bis er in Ungnade gefallen, und dem Hasse des Herzogs von York aufgeopfert worden war, trat er auf die Seite der Volkspartei, nahm die Larve der Freiheitsliebe vor, und lenkte, ohne es zu scheinen, durch die Ueberlegenheit seines Verstandes, den größern Haufen, bald mit List, bald mit Kühnheit, und bediente sich jener angeblichen oder wirklichen Verschwörung, um durch Furcht die Einbildungskraft des Volks zu beherrschen, und den Glauben zu verbreiten, daß mit der Thronbesteigung des bigotten Herzogs von York die kathol. Religion und der Despotismus in England triumphiren würden. (Vgl. Stuart.) Als nun Jakobs II. Regierung diese Furcht nur zu sehr bestätigte, riefen die Whigs endlich den niederländ. Erbstatthalter Wilhelm von Oranien (als König von England III.) auf den Thron. — Seit dieser Zeit (1688) blieben die Whigs die herrschende Partei; allein die Macht, welche sie besaßen, wurde endlich der Königin Anna lästig und mehrere Umstände veranlaßten ihren Sturz 1710. Ein Prediger, Namens Sacheverell, hatte nämlich in Gegenwart der Königin eine Predigt zu

Gunsten der Tories gehalten, und sich darin gegen die letzte Revolution, gegen die Toleranz und gegen das Whigministerium heftig erklärt. Darüber kam es im Parlamente zu starken Debatten. Der Doctor ward auf 3 Jahre seines Amtes entsetzt, und seine Predigt öffentlich verbrannt; allein die Königin, welche bei dieser Gelegenheit bemerkt hatte, daß die Grundsätze der Tories der königl. Macht weit günstiger wären, als die der Whigs, neigte sich seitdem auf die Seite der erstern, verbarg aber ihre Gesinnung, bis ein heftiger Zwist mit der Herzogin v. Marlborough sie veranlaßte, auf die Vorschläge der Feinde des Herzogs v. Marlborough (s. d.), welcher das Haupt der Whigpartei war, zu hören. Nun verloren alle Whigs ihre Stellen, die jetzt an Tories vergeben wurden. Auch berief die Königin ein neues Parlament, in welchem die Mehrheit aus Tories bestand, weil diese sich für den Frieden mit Frankreich erklärt und dadurch das Volk gewonnen hatten. (s. Utrechter Friede.) Diese Veränderung hatte den Sturz des mächtigen Marlborough zur Folge. Allein die Whigs verdrängten aufs neue die Tories aus den Stellen des Ministeriums, als vermöge der von dem Whigparlamente verfaßten Successionsacte das Haus Hannover nach Annas Tode zum Besitz des engl. Throns gelangte. Doch dauerten die Parteien und ihre Benennungen immer fort bis in die Zeit Georgs II., da sie seltener gehört wurden, obgleich die Grundsätze beider Parteien sich entgegengesetzt blieben. Die Freunde der Stuarts verwandelten sich allmählig in die Schutzredner der Krone und der Regierung (Ministerialpartei), und die Feinde der Stuarts, oder die ehemaligen Whigs, wurden wieder, was sie ursprünglich gewesen waren, die Schutzredner der Volkssache und die Gegner der Regierung. Sie bildeten seitdem fortdauernd die Opposition (s. d.). Indeß wählte der König auch oft aus den Whigs seine Minister, wenn er die Häupter der Opposition für das System der

Regierung gewinnen, oder wenn er der Stimmenmehrheit der Opposition nachgeben mußte. Uebrigens hatten beide Parteien viel von ihrer gegenseitigen Erbitterung und Heftigkeit nachgelassen. Nur bei wichtigen Anlässen zeigte sich die letztere aufs neue; z. B. in der Opposition gegen North (s. d.), bei Gelegenheit des amerikanischen Krieges, und noch mehr gegen Pitt (der indeß seinen Grundsätzen nach selbst mehr Whig als Tory war), während des franz. Krieges. — Seit dieser Zeit hat sich in der Opposition eine doppelte Partei gebildet: die der alten Whigs, an deren Spitze Fox und alle Gegner des Krieges mit Frankreich standen, und die der neuen Whigs, oder der neuen Opposition, zu welcher Burke und die Feinde der franz. Revolution gehörten. Nach Burke's Tode trat Lord Grenville an die Spitze dieser neuen Opposition, an welche sich mehrere ausgezeichnete Männer anschlossen. Mit der alten, unter Fox, vereinigten sich die Freunde des Marquis v. Landsdown und die des Prinzen von Wales. Sie hatten die Meinung des Volks für sich. Als nun der König nach Pitt's Tode den Lord Grenville über die Bildung eines neuen Ministeriums befragte, vereinigte sich derselbe mit Fox, und da Beide nur auf die Stimmen von 150 Mitgliedern des Parlaments rechnen konnten, beriefen sie auch einige Tories in das neue Ministerium. So kam durch diese Art von Coalition der Parteien Lord Sidmouth in das Ministerium. — Ungeachtet dieser mehrmals versuchten Neutralisirung der Parteien gibt es noch immer strenge Tories oder Verfechter der Vorrechte der bischöfl. Kirche und der Krone; gemäßigte Whigs oder Freunde der bestehenden Volksvertretung, und strenge Whigs, oder Verfechter der Parlamensreform, die jährliche Parlamentswahl, allgemeines Stimmrecht u. s. w. vorschlagen. Man nennt letztere auch Reformers, wie z. B. Francis Burdett ist. Folglich unterscheiden sich die Tories und Whigs noch jetzt durch ihre Grundsätze in

Absicht auf Kirche und Staat. Die Tories behaupten die Nothwendigkeit des bischöfl. Kirchenregiments; die Whigs hingegen die Gleichheit aller und jeder Kirchendiener, und die Verwaltung der Kirchensachen durch Consistorien. Die Heftigkeit der Eiferer unter den Erstern geht so weit, daß sie ihre engl. Kirche für die alleinseligmachende halten, von andern Protestanten sehr lieblos denken und reden, und den Katholiken vor ihnen den Vorzug geben; wogegen die Whigs einen übertriebenen Abscheu gegen Alles was päpstlich ist haben und die andern Protestanten als Glaubensgenossen erkennen. In Ansehung des Staats legen die strengen Tories dem Könige eine von Gott ursprünglich herrührende Gewalt und ein unwidersprechliches Erbrecht bei, und verlangen von den Unterthanen unbegrenzten Gehorsam. Hingegen finden die Whigs die königl. Gewalt nur in der Bewilligung des Volks gegründet und halten es für erlaubt, ihren König, wenn er solche mißbraucht, abzusetzen, und auch, wenn es die Umstände erfodern, seine Familie von der Thronfolge auszuschließen. So weit die Heftigen unter beiden Parteien sich von einander entfernen, so sehr nähern sich Diejenigen, welche gemäßigt denken; denn es gibt beträchtliche Stufen in ihren Gesinnungen, jedoch nur wenige, die heutiges Tages in ihren Grundsätzen bis auf das Aeußerste gehen. Durch Canning wurde seit 1822 ein gemäßigtes Whigministerium gebildet, dessen Ansichten den Tories der Aristokratie entgegenstanden. Nach Canning's Tode wurden die Whigs nach und nach entfernt, und Tories bildeten das Wellington'sche Ministerium; allein sie konnten die bereits in das Cabinet eingedrungenen Ansichten, z. B. von der Nothwendigkeit der Emancipation, nicht mehr aufgeben. Es ist übrigens möglich, daß eine und eben dieselbe Person in Kirchensachen Tory, und in Staatssachen Whig ist, und umgekehrt, obgleich die kirchlichen und politischen Grundsätze jeder Partei in verschiedenen Punkten so genau mit einander ver-

wandt sind, daß eine solche Trennung in einerlei Person wenigstens unter die seltenen Fälle gehört.

Tornea, eine kleine, aber in mehrerem Betracht merkwürdige Stadt am nördlichsten Winkel des bothnischen Meerbusens und Ausflusse der in Lappland entspringenden Torneaelf unterm 41° 52″ L. und 65° 50″ N. Br. in Finnland gelegen. Die Torneaelf ist hier sehr breit, und die Stadt ward auf einer Insel darin auf Befehl der Regierung 1620 erbaut. Sie ist daher sehr regelmäßig angelegt, zählt aber nur etwa 700 Einw. Bis 1809 gehörte sie zu Schweden, seitdem, als der Thalweg der Torneaelf die neue Grenze zwischen Rußland und Schweden bildete, zu Rußland. Sie ist die nördlichste von Schweden bewohnte Stadt und die Hauptniederlage für die rauhen, nördlichern, menschenarmen Gegenden, daher mit Holz, Fischen, Rennthieren, Pelzwaaren, Taback, geistigen Getränken u. dgl. hier ein bedeutender Umsatz gemacht wird. Das Klima ist im Verhältniß der hohen Lage minder rauh als zu erwarten wäre. Im Juni geht die Sonne nicht unter. 1736 und 1737 ward Tornea von mehreren franz. Gelehrten besucht, um mit dem schwedischen Astronomen Celsius mehrere Beobachtungen über die Gestalt der Erde anzustellen. So entfernt diese Statt auch ist, den Stürmen des Krieges im 18. und 19. Jahrh. entging sie doch nicht. Sie ward 1715 und 1809 von den Russen erobert und, wie schon gesagt, mit dem ganzen östlichen Finnland an diese abgetreten, sodaß sie nun zur Grenzstadt geworden ist, statt, wie sonst, in der Mitte von Finnland zu liegen.

Torquemada, s. Inquisition.

Torres Vedras (Flecken und Linien von). Torres Vedras war sonst eine Festung, jetzt ist es ein Flecken mit 600 Häusern, 6 Meilen von Lissabon an der Hauptstraße gelegen, die dahin von Coimbra herabführt, und dadurch wurde es 1810 so berühmt. Von

hier aus erstreckt sich nämlich bis an den Tejo eine Linie von theils künstlich angelegten, theils natürlich vorgefundenen festen Punkten, in und auf welchen Wellington das mit Uebermacht auf ihn herabdrängende franz. 70,000 M. starke Heer unter Masséna erwartete, und die unter dem Namen der Linien von Torres Vedras so berühmt geworden sind. Die Böschungen der Berge, welche hier mit dem Meere fast parallel bis Lissabon fortlaufen, wurden senkrecht gemacht, der Tizandra, der aus ihnen dem Ocean zufließt; ein andrer Fluß, der sich hinter Alhandra in den Tejo einmündet, gedämmt, um das vorwärtsliegende Land zu überschwemmen, und so hatte sich Wellington ein festes Lager gebildet, das erst genommen werden mußte, ehe der Weg nach Lissabon offen war, wo ihm das Meer und der Tejo stets die Zufuhr und den sichern Rückzug sicherten, indessen der jenseits desselben stehende Feind mit dem größten Mangel kämpfte, der bei dem im Rücken überall erregten Aufstande des Landvolks, der gänzlichen Vernichtung aller Mühlen, aller Brunnen und Lebensmittel, alle Tage furchtbar zunahm und mehr Menschen vernichtete als die blutigste Feldschlacht. Nicht weniger als 444 Geschütze drohten auf den Höhen dieser Werke Tod und Verderben. 107 Schanzen vereinten die einzelnen Terrainabschnitte, die von 28,000 M. besetzt waren. Die Stellung, die Masséna bei Santarem gegenüber genommen hatte, war nicht weniger fest. Es wiederholte sich das Schauspiel von Wallenstein und Gustav Adolf bei Nürnberg 1632. Aber wie diesen der Hunger aufzubrechen nöthigte, so mußte auch Masséna seinen Plan aus diesem Grunde aufgeben, und nach einer Rast von mehreren Monaten, wo manches blutige Vorpostengefecht stattgefunden hatte, trat er am 4. März 1811 in dem Augenblicke den Rückzug an, wo Wellington, mit neuen Kräften aus England verstärkt, den entkräfteten Feind nun selbst angreifen wollte. Die Linien von Torres Vedras

hatten Lissabon gerettet, ein treffliches Heer des Feindes vernichtet, der Offensive Wellington's, die nun begann, freien Spielraum und Zeit zur Entwickelung gegeben.

Torricelli (Evangelista), ein berühmter Mathematiker, geb. zu Faenza 1608. Zu Rom studirte er beim Pater Castelli die Mathematik; dann an den berühmten Galiläi empfohlen, wurde er 1641 an dessen Stelle nach Florenz als Prof. der Mathematik berufen, wo er 1647 starb. Die Ferngläser vervollkommnete er; er machte zuerst Mikroskope von kleinen gläsernen Kugeln und ist auch hauptsächlich als Erfinder der Barometer bekannt, welche daher auch Torricellianische Röhren genannt werden. — Sein »Trattato del moto« u. a. W. haben ihm die Achtung der Nachwelt gesichert.

Torso (ital.), eigentlich der Gröbs, das Kernhaus von einem Apfel, einer Birne u. dgl., dann der Rumpf oder Rest einer Statue, welcher Kopf, Arme und Füße fehlen. Der Torso des Hercules im Belvedere des Vaticans zu Rom ist das berühmte Bruchstück einer Statue des Hercules, das von Kennern für eins der größten Meisterwerke des Alterthums gehalten wird. »Auf das Aeußerste gemißhandelt und verstümmelt«, sagt Winckelmann in seiner »Geschichte der Kunst«, »und ohne Kopf, Arme und Beine, wie diese Statue ist, zeigt sie sich noch jetzt Denen, welche in die Geheimnisse der Kunst hineinzuschauen vermögend sind, in einem Glanze von ihrer ehemaligen Schönheit. Der Künstler hat ein hohes Ideal eines über die Natur erhabenen Körpers, und eine Natur männlich vollkommener Jahre in diesem Hercules gebildet. Er hat, wie die Stellung des übrigen Restes urtheilen läßt, mit gestütztem und aufwärtsgerichtetem Haupte gesessen. Man könnte sagen, daß dieser Hercules einer höhern Zeit der Kunst näher kommt als selbst der Apollo«. Eine griech. Inschrift

nennt den Künstler Apollonius als Verfertiger dieses Meisterwerks, das gegen Ende des 15. Jahrh. zu Rom gefunden wurde.

Torstenson (Leonhard), einer der glücklichsten schwedischen Feldherren im 30jährigen Kriege, geb. 1603. Unter Gustav Adolph sich bildend, wohnte er den schwedischen Feldzügen in Deutschland bei, ging 1639 nach Schweden zurück, ward Mitglied des Reichsrathes, erhielt aber 1641 den Commandostab des verstorbenen Banner. Von Gicht und Podagra gelähmt, wurde er in einer Sänfte überall umhergetragen, beobachtete aber demungeachtet seine Pflichten so genau, daß er vor allen Generalen den Vorzug der Schnelligkeit sich erwarb; und so drang er allenthalben vor, ehe seine Gegner es ahneten, und bereitete so durch seine Siege den westphäl. Frieden vor. Die Schlacht bei Leipzig (1642) und die bei Jankau in Böhmen 1645 gehören unter seine ruhmvollsten Siege. Wegen seiner Krankheit mußte er 1646 in sein Vaterland zurück, wo ihn Christina in den Grafenstand erhob. Allein schon 1651 endete zu Stockholm der große und glückliche Krieger, welcher auch Wissenschaften und Künste schätzte und beförderte.

Tortur (Folter, Marter, scharfe Frage ꝛc.) war ehedem das schreckliche Mittel, die eines Verbrechens Angeschuldigten, welche nicht gestehen wollten oder konnten, durch allerhand furchtbar marternde Instrumente zum Gestehen der Wahrheit zu zwingen. Bei den Römern ward sie nur bei Sklaven angewendet, eben so auch bei den alten Deutschen, bei welchen in Rücksicht der Freien nur die Ordalien (s. d.) stattfanden. Seit dem 15. Jahrh. wurde sie allgemein. Der furchtbare Ort, wo der Scharfrichter seine Kunst, durch die scheußlichsten Instrumente die Menschen lang und kurz zu machen, anwendete, hieß die Marterkammer. Das Ganze ist — Dank sei es den ersten Bemühungen des großen Thomasius und der gemäßigteren neuern Cri-

minal-Verfassung! — jetzt nur noch eine Antiquität. Uebrigens hieß die bloße Androhung der Tortur die Territion (s. d.).

Toscana, 1) (Geogr.), Großherzogthum in Mittelitalien, grenzt nördlich an Parma, Modena und den Kirchenstaat, östlich an den letzten, südlich und südwestlich an das mittelländische Meer, nordwestlich an Lucca, Modena und Sardinien, und hat auf 395⅓ QM. 1,300,600 Ew. Darin Zweige der Apenninen mit dem Boscolengo 4178 Fuß, Cima di Vernina 3914 Fuß, Cima del Sasso cismone 3798 Fuß hoch; mehr als 200 Flüsse, von denen der Arno, Cecino, Ombrone, Albegna die größten sind; die Kanäle: Fosso di Navicelli und St. Giovanni; die Seen: Lago di Castiglione, 21 Ml. groß, Lago di Bientina, Montepulciano, Chiusi und große Sümpfe. Das Land erzeugt: Getreide, vorzüglich Weizen, Reiß, Obst, Kastanien, Pomeranzen, Feigen, Mandeln, Flachs, Hanf, Wein, Oel, Manna, Wolle, Seide, Silber, Kupfer, Blei, Eisen, Quecksilber, Zinnober, Alaun, Alabaster, Steinkohlen, Porzellanerde, Edelsteine, Salz u. a. Viele Manufakturen und Fabriken in Seiden-, Leinen-, Segeltuch- und Wollenwaaren, Leder, Porzellan, Strohflechtereien, Papier, Seife, Töpfer- und Eisenwaaren, Mosaik u. a.; Handel mit Seiden- und Wollenwaaren, Papier, Südfrüchten, Wein, Oel, Alaun, Getreide, Seide, Porzellan, Eisen, Wolle, Häuten ꝛc. Die Regierung ist uneingeschränkt monarchisch; die Staatseinkünfte betragen 4 Mill. Thaler, die Staatsschulden 6 Mill. Thaler; die Kriegesmacht ohne Landwehr 3000 Mann. Das Großherzogthum besteht aus dem Festlande und einigen Inseln, als: Elba, Pianosa, Gorgona, Giglia u. a. und ist in 5 Compartimentos oder Gebiete: Firentino, Pisano, Senese, Aretino und di Grossetto eingetheilt. Die Hauptstadt ist Florenz. 2) (Gesch.), ein Großherzogthum in Mittelitalien, hieß in den ältesten Zeiten, nur in weiterer Ausdehnung, Tyrrhenien (vgl. d., Etru-

rien und Porsenna) und Thuscien. Nach dem Falle des römischen Reichs im Abendlande (476 n. Chr.) herrschten hier Ostgothen, dann Griechen, endlich Longobarden. Hetruscien ward ein eignes Herzogthum als Lehen der longobardischen Könige. Von dieser Zeit an erhielt es den Namen Toscgna. Karl der Große machte Tuscien zu einer fränkischen Provinz. Die Grafen oder Statthalter des Landes nannten sich, nachdem Ludwig der Fromme Italien in verschiedene Marken eingetheilt hatte, bald Markgrafen, bald Herzoge, und wußten ihre Würde erblich zu machen. 1160 gelangte es durch Kauf von den Welfen, die auch Herzoge in Baiern waren, an Kaiser Friedrich I.; aber die Städte suchten sich unabhängig zu machen. Florenz, Toscanas Hauptstadt, welche keine der kleinsten Rollen spielte, verband sich nebst mehreren andern Städten gegen das Reich; Pisa mit wenig andern Städten blieb dem Reiche treu (1197). Nun ward Toscana 300 Jahre lang durch den Kampf der Welfen und Gibellinen verheert. (Vgl. Italien.) Seit der Mitte des 13. Jahrh. bildete auch Siena einen blühenden Freistaat. Darauf befeindeten sich in den Städten der Adel und die Bürger. Jener ward durch die Revolution von 1343 von aller Theilnahme am Stadtregimente in Florenz ausgeschlossen. Dann befehdeten sich die wohlhabenden und die armen Bürger. Endlich erwarb sich die durch Großhandel reiche Familie der Mediceer (s. d.) die Zuneigung der ärmern Bürger und die Herrschaft von Florenz, von 1434—1737. In dieser Zeit waren Pisa (s. d.) seit 1509, und Siena seit 1557 von Florenz unterworfen worden. Toscana, zu einer hohen Cultur gelangt, sah das Blüthenalter der schönen Kunst, deren Priester und Jünger besonders in dem reichen Florenz unter dem mächtigen Schutze der Mediceer eine sichere Zuflucht fanden. 1737 gelangte, in Folge des wiener Friedens von 1725, das Land, das 1569 durch Cosmus I. von Medici zum Großherzogthum erhoben worden,

nach dem unbeerbten Tode des Großherzogs Johann Gasto von Medici, an Herzog Franz von Lothringen, und als dieser den deutschen Kaiserthron bestiegen, an das Haus Oestreich, und ward von einem Erzherzoge regiert, bis Napoleon es an sich riß, und ihm den alten Namen Hetrurien wiedergab. (Vgl. Etrurien und Lucca.) Nach Napoleons Sturz nahm, im April 1814, der Erzherzog Ferdinand III., zeitheriger Großherzog von Würzburg, wieder Besitz von Toscana. Hierauf vereinigte der Congreß zu Wien den Staat degli Presidj, das Fürstenthum Piombino nebst Elba (s. d.) und die Enclaven, welche ehemals kaiserl. Lehen waren, mit Toscana. Nach dem Tode der Erzherzogin Maria Louise von Parma wird auch das Herzogthum Lucca damit verbunden werden. Der jetzt regierende Großherzog von Toscana, Leopold II. (geb. den 3. Oct. 1797), Neffe des Kaisers Franz I. von Oestreich, folgte seinem Vater, Ferdinand III., den 17. Jun. 1824. Dieser hatte, in Folge des luneviller Friedens (9. Febr. 1801), Toscana an den nachherigen König von Etrurien, damaligen Erbprinzen von Parma, Ludwig, Infanten von Spanien, einzigen Sohn Ferdinands I. von Parma, abgetreten, dafür durch den Reichsdeputationsschluß vom 27. Febr. 1803 Salzburg nebst Zubehör als Kurfürstenthum erhalten, dieses Land aber wieder im presburger Frieden, den 26. Dec. 1805 abtreten und dafür, den 1. Febr. 1806, Würzburg annehmen müssen; endlich gab ihm der pariser Friede vom 30. Mai 1814 Toscana zurück. Der Großherzog Leopold vermählte sich 1817 mit Anna, Tochter des Prinzen Maximilian von Sachsen (der Schwester seiner Stiefmutter).

Totaleindruck (Gesammteindruck) ist der Eindruck, welchen ein Gegenstand als Ganzes und überhaupt hervorbringt. Insbesondere verlangt man von schönen Kunstwerken einen Totaleindruck, und fodert damit, daß alle Theile derselben, unbeschadet ihrer Mannichfal-

tigkeit, zur Hervorbringung eines solchen Eindrucks wirken sollen. Dieser Totaleindruck aber soll ein ästhetischer sein, d. h. es soll das Kunstwerk das Gemüth des Gebildeten in eine harmonische Stimmung versetzen können. Dies geschieht bei den sogenannten Künsten der Zeit (Dichtkunst, Musik) dadurch, daß eine Reihe von Gedanken und Empfindungen in uns allmählig erweckt wird, durch welche ein lebendiges Bild oder eine in sich selbst vollendete Stimmung zu Stande kommt, und mit dem uns in jedem Augenblicke Gegebenen, gleichsam wie aus einem Keime, sich immer entschiedener entwickelt; bei den Künsten des Raumes (Malerei, Bildhauerkunst) dagegen so, daß wir mit fortgesetztem Anschauen Dessen, was als Ganzes sogleich äußerlich vor uns steht, die innere von der Idee ausgehende und durch wechselseitige Beziehung der einzelnen sichtbaren Theile auf dieselbe bewährte Einheit, anerkennen, und zu einer harmonischen Stimmung uns angeregt finden. Ein solcher Totaleindruck findet nicht statt, 1) wo eine unüberschauliche Vielheit der Theile die Auffassung des Ganzen unmöglich macht (daher z. B. ein Werk der bildenden Kunst von irgend einem Standpunkte dem sogenannten Augenpunkte, als ein Ganzes muß wahrgenommen werden können); 2) wo der lebendige Zusammenhang der Theile (Organismus) mangelt, vermöge dessen eine das Ganze beherrschende Idee, gleichsam das Lebensprincip des Ganzen, alle Theile durchdringt, verbindet und gestaltet (s. Organisation), mithin die Theile entweder nicht innig und kräftig verbunden, oder so verschiedenartig sind, daß eine Bedingung unmöglich ist, und einer die Wirkung des andern vernichtet, oder endlich das Einzelne in seiner Ausbildung und Wirkung aus seinem natürlichen Verhältnisse heraustritt, die Aufmerksamkeit von dem Ganzen abzieht, und so das Wesentliche in Schatten gestellt wird. (s. Kunst.)

Totalität (Gesammtheit) bezeichnet die Eigenschaft eines

Dinges als eines Ganzen (welches in der Verbindung aller seiner Theile besteht), oder den Inbegriff aller Personen oder Sachen einer bestimmten Gattung; entgegengesetzt der Singularität (Einzelheit) und Pluralität (Mehrheit). Sie ist insbesondere Eigenschaft des Kunstwerks, welches alle diejenigen Beziehungen und Gedanken enthalten soll, durch welche sich eine ästhetische Idee klar und erschöpfend ausspricht — daher sie in dieser Hinsicht auch von einigen Vollständigkeit genannt wird, wiewol sich nie mit völliger Bestimmtheit festsetzen läßt, wieviel zur Sphäre eines ästhetischen Ganzen, sowol den Theilen als ihrer Beziehung zum Ganzen nach, gehöre, um den darzustellenden Gegenstand oder die Idee desselben zu erschöpfen, oder welche Theile ein Kunstwerk haben müsse, um vollständig zu sein. Denn die Wirksamkeit des Künstlergeistes ist frei, und das Kunstwerk unendlich in seinen Beziehungen. (s. Begeisterung.) In einem speciellern Sinn wird von der Totalität besonderer Kunstgattung, z. B. des Epos, gesprochen.

Totila (Totilas), ein berühmter König der Gothen im 6 Jahrh. Den Römern war er, nachdem er 544 den Thron bestiegen hatte, der gefährlichste Feind; denn nach den ansehnlichsten ihnen beigebrachten Niederlagen, und nach der Bemeisterung von Unter-Italien, Corsica, Sicilien etc. nahm er sogar 546 Rom selbst ein, das er der Plünderung der Soldaten Preis geben mußte; ein Theil der Mauern wurde niedergerissen. Allein Belisar, Justinians berühmter Feldherr, kehrte zurück, ließ Roms Mauern wieder herstellen und der nochmals vor der Stadt erscheinende Totila mußte zu seinem Verdrusse nun von der Belagerung abstehen; dennoch kam er nach einiger Zeit, als Belisar nach Constantinopel berufen wurde, wieder und nahm die Stadt abermals, die er jedoch sehr schonend behandelte. Zuletzt aber wendete sich sein Glück; ein verlornes Seetreffen bei Ancona, und ein

gegen den kaiserl. Feldherrn Narses verlornes Treffen, in welchem letztern er tödtlich verwundet wurde, machten seinem Leben (552), so wie seinen Eroberungen ein Ende; bald eilte auch nun das gothische Reich seinem völligen Untergange entgegen.

Toulon, Stadt in der ehemaligen Provence, jetzt der Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. des Var, mit einem vortrefflichen Hafen für Kriegsschiffe, wozu auch die Galeeren, die vormals ihre Station zu Marseille hatten, gekommen sind, liegt an einer Bucht des mittelländ. Meeres, und besteht aus dem alten und neuen Quartiere; in dem erstern ist die ehemals bischöfl. Hauptkirche und das schöne Rathhaus, in dem neuen schöngebauten Quartiere ist der Champ de Bataille, eine herrliche Promenade. Der alte und neue Hafen haben vermittelst eines Canals Verbindung mit einander, und sind mit einem schönen Kai und 2 Dämmen (Molos) eingefaßt. In dem Hafen findet man das große Seearsenal, große Magazine, die Schiffswerfte und die Werkstätte der Handwerker, die für die Flotten arbeiten. Jedes Kriegsschiff hat hier ein besonderes Magazin; die Kanonen und Segel sind aber an gewissen Orten beisammen. Das allgemeine Magazin mit seiner bewundernswürdigen Ordnung und seinen großen Vorräthen, die geräumigen Werkstätten der zum Schiffsbau gehörigen Handwerker und das 320 Klaftern lange massive Gebäude zur Verfertigung der Taue-und Schiffsseile haben wenig ihres Gleichen. Jeder von beiden Hafen hat einen engen Eingang und wird von starken Batterien beschützt. Vor dem Hafen liegt die vortreffliche Rhede, die in die alte und neue eingetheilt wird, zwischen welchen ein hoher starker Thurm steht; auch dienen mehrere Forts zur Vertheidigung derselben, sodaß überhaupt Toulon von der Seeseite unangreifbar ist. Es zählt jetzt 22,000 E. in 2400 H. Die Fabriken sind von keiner Wichtigkeit. Die große Segeltuchfabrik und Taudreherei arbeiten bloß für die

Marine. Wichtiger sind die Fischerei und der Handel mit der Levante und Amerika. In der Umgegend wachsen viele Capern. 1707 ward dieser Platz von den Verbündeten unter dem Herzoge von Savoyen und dem kaiserl. General, Prinzen Eugen von Savoyen, zu Lande, und von der engl. und holländ. Flotte zu Wasser bombardirt, sodaß die Stadt meist zerstört wurde, und mehrere Schiffe im Hafen verbrannten. Die Belagerung mußte jedoch aufgehoben werden. Nachher sind die zerstörten Werke wieder ausgebessert und noch viele Forts auf den Anhöhen angelegt worden. 1744 fiel zwischen dieser Stadt und den hierischen Inseln eine Seeschlacht zwischen der engl. und der franz.-spanischen Flotte vor. 1793 übergaben die gegen die revolutionnaire Regierung aufgebrachten Einw. und Soldaten in Toulon die Stadt durch freiwillige Uebereinkunft der engl. und spanischen Flotte. Beide wurden zwar bald darauf durch eine Belagerung verdrängt; aber sie zerstörten vor ihrem Abzuge einen großen Theil der Arsenale, verbrannten 20 Kriegsschiffe und Fregatten, und führten die übrigen 3 Kriegsschiffe und 6 Fregatten mit hinweg. Hierdurch, und noch mehr durch die darauf erfolgte harte Züchtigung von Seiten der revolutionnairen Regierung verlor Toulon beträchtlich an Bevölkerung und Wohlstand. Die Arsenale sind jetzt größtentheils wiederhergestellt, und 1810 ward eine Marineschule von 300 Zöglingen daselbst errichtet. Der Bagno von Toulon (Verwahrungsort von mehr als 4000 Galeerensträflingen) erhielt 1817 eine menschlicher zweckmäßige Einrichtung.

Toulouse, die ehemalige Hauptstadt der franz. Prov. Languedoc, jetzt im Depart. Haute-Garonne, ist alt, hat 8 Thore, wohlgebaute Kirchen und Häuser, aber meist krumme und enge Gassen, eine königl. Münze, eine Universitätsakademie mit 4 Facultäten, ein königl. Collegium, eine Gesellschaft der Künste und Wissenschaften, eine öffentliche Bibliothek, eine Sternwarte, einen botanischen Garten,

8800 H. und 52,000 E. Ueber die Garonne, an welcher die Stadt liegt, führt eine der schönsten Brücken von 810 Fuß Länge und 72 Fuß Breite, mit einem Triumphbogen, und verbindet die Stadt mit der Vorstadt St.-Cyprien. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: der erzbischöfl. Palast, das Rathhaus oder Capitol, dessen Façade kurz vor der Revolution prächtig neu erbaut worden ist, eins der schönsten in ganz Frankreich, das große Schauspielhaus, die Saturninskirche mit vielen Reliquien, die Capucinerkirche mit einer merkwürdigen Krypta, die Dominicanerkirche mit Thomas von Aquinos Sarkophage &c. Auch gibt es hier noch verschiedene Ueberreste von römischen Amphitheatern und Wasserleitungen. Sowol die Garonne als der unterhalb der Stadt hingehende Canal von Languedoc sind dem Handel sehr vortheilhaft. Die Handlung mit Getreide, Mehl und Bauholz der Landschaft, mit spanischer Wolle und den hiesigen Manufacten von feinen Tüchern, Seiden- und Baumwollenstoffen ist freilich beträchtlich, entspricht aber nicht der zum Handel so sehr günstigen Lage der Stadt. Ueber die Verurtheilung des unglücklichen Calas durch das hiesige Parlament s. d. Wegen der von Paris aus zu spät angelangten Nachricht von der Thronentsetzung Napoleons wurden bei Toulouse noch den 10. April 1814 die Franzosen unter Soult, von den verbündeten Engländern, Spaniern und Portugiesen unter Wellington, in einer Schlacht besiegt, und die Stadt von den Engländern am 11. April eingenommen. s. auch Lomenie de Brienne (Erzbisch. von Toulouse).

Tournefort (Joseph Pitton de), Botaniker, geb. zu Aix in der Provence 1656. 1694 gab er sein erstes Werk: »Élémens de botanique, ou méthode pour connaitre les plantes« (3 Bde., 4., mit vielen Kpf.), heraus. Bis zu Linné's Zeiten war T.'s System

das beliebteste, und eine Menge von Pflanzen verdanken ihm ihre Benennungen. Er starb 1708.

Tournois (Livre), s. Livre.

Toussaint l'Ouverture, ein Neger auf St.-Domingo, der die Talente eines Feldherrn und Gesetzgebers mit Edelmuth, Rechtssinn und Menschlichkeit vereinigte. Als Sklave 1745 geb. (auf einer Pflanzung des Grafen Noé, unweit des Cap François) erlernte er, unter den niedrigsten Beschäftigungen, ohne allen Unterricht, lesen, schreiben und rechnen. Sein Durst nach Kenntnissen erwarb ihm die Gunst seines Vorgesetzten, des Oberaufsehers der Plantagen, Bayon de Libertas, der ihn zu seinem Kutscher machte, und die Achtung und Bewunderung seiner Mitsklaven. Indessen blieb er nach seiner im 25. Jahre erfolgten Verheirathung Sklave seines Herrn, der ihm jedoch seinen Zustand zu erleichtern suchte. Dies benutzte er, und machte sich mit den in Libertas's Bibliothek befindlichen philosoph. Schriften (worunter ihn die von Raynal am meisten anzogen), mit den Werken über Staats- und Kriegswissenschaften bekannt. Als 1791, in der Nacht vom 21. zum 22. Aug. die erste Negerempörung auf St.-Domingo ausbrach, ward auch er von seinen Landsleuten zu Rathe gezogen, nahm aber erst, nachdem er seinen Herrn nach dem festen Lande von Amerika in Sicherheit gebracht hatte, bei dem unter Biassou's Befehlen stehenden Negerheere Dienste, und ward der nächste nach diesem im Commando. Als Biassou sich theils durch Grausamkeiten, theils durch fehlgeschlagene Unternehmungen den Haß seines Heeres zugezogen hatte, ward T. an seiner Stelle (1793) zum Divisionsgeneral ernannt. Hier entwickelte er ebenso viel Genie als Kenntniß der Kriegskunst, und der zur Staatsverwaltung erfoderlichen Fähigkeiten. Die Grausamkeiten wider die Weißen wurden ihm mit Unrecht zur Last gelegt. Manche von den Barbareien, welche Dessa-

lines verübte (s. Haiti), fielen auf T. zurück, weil dieser, obgleich mit der obersten Gewalt in der Colonie bekleidet, nicht im Stande war, den wilden Dessalines zu bändigen. Menschlich in dem unmenschlichsten aller Kriege, suchte T., so viel an ihm war, jede Art von Barbarei zu verhindern, und übte nur dann Rache, wenn die Nothwendigkeit sie gebot. Ein engl. Officier, Rainsford, in seiner »Geschichte der Insel St.-Domingo«, gibt ihm das Zeugniß, daß er sich, als Gouverneur und Obergeneral, durch Gerechtigkeits- und Menschenliebe, durch gutes Benehmen und musterhafte Anstalten zum Besten des Landes mit Recht die Liebe der Neger erworben habe. 1796 hatte T. bei einem Volksaufstande in der Capstadt den franz. zum Gefangenen gemachten Gen. Laveaux befreit, als Gouverneur wieder eingesetzt, war zur Belohnung dafür zum franz. Divisionsgeneral und Gouvernementslieutenant auf St.-Domingo ernannt, und befehligte hierauf unter Rochambeau einen Theil des franz. Heeres. Die bessere Ordnung, die er allenthalben einführte, erwarb ihm viele Anhänger; auch machte er 1797 bedeutende Fortschritte gegen die Engländer, sodaß ihm das franz. Directorium einen Ehrensäbel schenkte, und ihn zum Obergeneral aller Truppen auf St.-Domingo ernannte. Indessen widersetzte sich T., nachdem er 1798 noch wichtigere Fortschritte gemacht hatte, der Anerkennung der franz. Abgeordneten, und suchte sich von ihnen unabhängig zu machen. Das Directorium stellte sich jedoch fortwährend gut gegen ihn, und auch er schien in gutem Verhältnisse bleiben zu wollen, weßhalb er seine beiden Söhne nach Frankreich schickte, um sie dort erziehen zu lassen. Als aber der Divisionsgeneral Hedouville dem General Rigaut befahl, T.'s Befehle nicht anzuerkennen, brach 1799 zwischen T. und Rigaut, dem Oberhaupte der Mulatten in den südlichen Departements, ein heftiger Bürgerkrieg aus; Ströme Blutes flossen; zuletzt war T. Meister der ganzen Colonie.

Er stellte nun die Ordnung im Norden wieder her, kündigte eine Amnestie an entwaffnete die rebellischen Schwarzen, und schickte die ränkevollen franz. Abgeordneten, welche durch ihre Umtriebe alle Unordnungen verschuldet hatten (den Gen. Hedouville, Santhonax u. a. m.), nach Frankreich zurück, die ihn nachher aus Rache verläumdeten. Von 40 Gefangenen verurtheilte T. 13, und unter diesen seinen eignen Neffen, Moyse, zum Tode. Die Einw. der Capstadt wollten ihn auf das feierlichste empfangen, und überreichten ihm eine Goldmünze mit den Worten um sein Bildniß: »Après Dieu! c'est lui!« Allein er lehnte jede Auszeichnung ab. Seine Absicht war, durch die Rettung von Frankreichs wichtigster Colonie sich die Achtung der franz. Regierung zu erwerben. Allein seine Maßregeln erschienen dem argwöhnischen Oberconsul immer verdächtiger. Er sendete deshalb 1801 eine Flotte unter dem General Leclerc und dem Admiral Villaret Joyeuse nach St.-Domingo ab. T. ließ ihnen bei ihrer Ankunft zu erkennen geben, daß er auf keine Weise ihnen erlauben werde, in die Stadt zu kommen. Als nun die Uebergabe der Stadt den franz. Befehlshabern verweigert wurde, begannen sie einen heftigen Angriff. Die Schwarzen, unter dem Befehl des Generals Christoph, flüchteten und warfen, mit Fackeln bewaffnet, Feuer sowol in die Stadt als in die übrigen Besitzungen, durch welche sie sich zurückzogen, wodurch die Colonie schrecklich verheert wurde. Vergebens schickte Leclerc dem T. seine beiden Söhne, welche er aus Frankreich mit zurückgebracht hatte, zu, um ihn nachgebender zu machen; daher erklärten die franz. Generale ihn und Christoph in die Acht; sie wurden geschlagen, mußten sich in die Wälder zurückziehen, und endlich Unterhandlungen anfangen. Leclerc bewilligte einen Waffenstillstand und nahm die Unterwerfung der Negergenerale unter der Bedingung an, daß T. und Christoph sich nach den ihnen angewiesenen Orten begeben mußten. Dessalines und

Christoph suchten jetzt, voll Haß und Neid, T. ganz aufzuopfern. Ein Brief, worin T. insgeheim einen Aufstand vorbereitet haben sollte, ward dem franz. General in die Hände gespielt, worauf dieser den nichts besorgenden, im Schoße seiner Familie auf seinem Landgute lebenden T. und einige Andre, zu Anfange des Jun. durch den General Brunnet verhaften und nach Frankreich einschiffen ließ. Bei seiner Ankunft in Nantes, im Aug. 1802, besuchten ihn im Gefängnisse der Stadt der Präfect und andre Behörden, denen er in Beziehung auf sein Schicksal mit großem Nachdruck sagte: »Vous avez ma tète, mais vous n'avez pas ma queue, et vous vous repentirez de vos inconsequences«. 24 Stunden darauf ward er nach der Festung Joux bei Besançon gebracht, wo man ihn 1803 in seinem Zimmer todt gefunden hat. Er war, 58 Jahr alt, an Gift gestorben und hinterließ 3 Söhne. — T. war ein seltener Mann; ebenso stark im Unglück als im Glück, that er nichts der Tugend Unwürdiges. Die außerordentlichsten Opfer kosteten ihn nichts, wenn er dadurch seine Landsleute aus der Sklaverei reißen konnte; mit unbegreiflichem Scharfblick entdeckte er auch die verborgensten Fallen, die man zu seinem Verderben ersann. Er war um so unerforschlicher in seinen Planen, weil er sie unter einer anscheinenden Offenheit verbarg. Der Leichtigkeit wegen, mit der er in alle vertragsame Vorschläge einging, hatte man ihm den Beinamen l'Ouverture gegeben. Er bauete die Grundlagen zu der bürgerl. Bildung eines neuen Volks, mit jener Umsicht, welche beurtheilt, was dauern kann, und was untergehen wird. Sein für den Krieg wie für den Frieden gleich fähiges Genie verband in der Gefahr jene Kaltblütigkeit der Anordnung mit dem Feuer der Ausführung, welches selbst Unfälle unschädlich macht. Nie konnte ihn ein noch so unerwartetes Ereigniß aus der Fassung bringen, er fand schnell den sichersten Ausweg. Mit diesen Geistesgaben verband er die genaueste

Kenntniß des Landes. Sein Körper war gewandt und nicht zu groß; sein Anstand war edel und kräftig; sein Gesicht voll Ausdruck, sein Blick rasch und durchdringend, seine ganze Haltung Aufmerksamkeit gebietend. In seinen Genüssen war er mäßig, in seiner äußern Erscheinung aber liebte er Pracht und Glanz. Er war mißtrauisch, in Folge seiner Verhältnisse und Schicksale; auch war er religiös und bestieg wol selbst die Kanzel, wo er dem Volke und den Soldaten mit Kraft und Nachdruck Reden hielt. Ruhe bedurfte er wenig; immer beschäftigt, arbeitete er mit größter Leichtigkeit. Er hatte 5 Secretaire, die täglich mehr als 100 Briefe beantworten mußten. Uebrigens besaß er ein außerordentliches Gedächtniß, war guter Gatte und Vater, sehr dankbar gegen seine Wohlthäter und Freunde, im bürgerlichen Leben ebenso zuverlässig als schlau im politischen. Seine Landsleute liebten und bewunderten ihn bis zur Schwärmerei, und seine Feinde fürchteten ihn. »T.«, sagt Grégoire von ihm, »war der Wiederhersteller des Gottesdienstes auf St.-Domingo, und sein Eifer hatte ihm den Beinamen des Capuciners von Leuten erworben, denen man einen ganz andern geben könnte.... Daß T. grausam, Heuchler gewesen sei, — ich habe keinen Beruf, es zu läugnen; aber die Weißen —! Man muß in keiner Sache urtheilen, in welcher man nur Eine Partei hörte. Vielleicht kommt die Zeit, wo auch die Neger schreiben und drucken lassen, oder wo irgend ein Weißer mit unparteiischer Feder erzählt«.

Tower, eine Art von Citadelle an der Ostseite, jedoch außerhalb des Bezirks der City von London, nicht weit von der Themse, das engl. Staatsgefängniß, ist sehr alt und theilweise in Verfall. Ihr Name kommt von dem Thurm, den König Wilhelm aus Quadersteinen zur Erhaltung der Ruhe in der Hauptstadt errichten ließ. Dieses Gebäude ward nach und nach durch Zusätze vergrößert und befestigt.

Das Ganze umfaßt 12 Morgen Fläche und ist mit einem mit Steinen ausgelegten Wall und tiefen Gräben umgeben. Die Merkwürdigkeiten des Towers für den Fremden sind die wilden Thiere, als Löwen, Tiger ꝛc. Ferner das Zeughaus, ein ungeheures 2 Stock hohes Gebäude. Das Geschütz ist im Erdgeschoß; oben ist ein herrlicher Waffensaal, 350 Fuß lang, 50 breit, voll Flinten, Säbel und Pistolen, die sämmtlich so ordentlich als geschmackvoll aufgestellt sind, und woraus 200,000 M. bewaffnet werden können. Die Horsearmory oder die Pferderüstkammer ist die Vorstellung der engl. Könige von Wilhelm dem Eroberer an bis auf Georg II. in ihren Rüstungen zu Pferde, nach dem Leben. Die span. Armory (spanische Rüstkammer) enthält die Waffen und Rüstungen, welche der spanischen unüberwindlichen Flotte 1588 abgenommen und nach London gebracht worden sind. Auch König Heinrichs VIII. nächtlicher Spazierstock, worin sich 3 Pistolen befinden, und das Beil, womit Anna Boleyn enthauptet worden ꝛc., sind hier. Die hier befindlichen engl. Reichskleinodien werden nur hinter einem Gitter gezeigt, und wer sie sehen will, muß sich überdies so lange einschließen lassen; denn ein engl. Oberst Blood unter Karl II. wollte sie mit Gewalt wegnehmen, seit welcher Zeit man sich dieser Vorsicht bedient. Diese Reichskleinodien bestehen in einigen Kronen von großem Werthe, ingleichen Reichsapfel, Scepter, einem Taufbecken, worin die königl. Familie getauft wird, einem goldenen Adler, worin das Salböl für die Könige und Königinnen enthalten ist u. s. f. Bis zur Errichtung des großen neuen Münzgebäudes in einer andern Gegend der Stadt, ward alles engl. Geld im Tower geschlagen, und es war keine Münzstätte weiter im Königreiche, außer der Münzmaschine eines Privatmannes in der Gegend von Birmingham, wo Scheidemünzen geprägt werden. Noch ist im Tower ein großes und sehr sicheres Pulvermagazin, und eine Kirche, worin viele

vornehme Personen, die hier enthauptet sind, begraben liegen, z. B. Anna Boleyn und Catharina Howard, beide Gemahlinnen Heinrichs VIII. u. a. m. Ferner ein Archiv, worin Nachrichten und Urkunden von den Zeiten König Johanns bis auf Richard III., in 56 Schränken aufbewahrt werden. Gegen Erlegung einer Kleinigkeit darf man davon nachsehen, was man will. Die Stelle eines Governors oder Oberbefehlshabers im Tower ist sehr ansehnlich und einträglich. Unter ihm steht ein Lieutenant-Governor, ein Deputy-Lieutenant und ein Major. Hinter dem Tower an der Themse stehen 60 Kanonen, die bei Feierlichkeiten, und wenn der König ins Parlament geht, abgefeuert werden. s. J. Bayley, »History and antiquities of the Tower« (London 1821, 2 Thle.. 4.).

Toxikologie (gr.), die Lehre von den Giften und Gegengiften.

Trabanten. Hiermit bezeichnet man 1) diejenigen himmlischen Körper, die zwar ihr Licht und ihre Wärme von der Sonne ihres Systems erhalten, jedoch nur mittelbar sich um dieselbe bewegen, indem ihr unmittelbarer Lauf um den ihnen zugehörigen Planeten geschieht. Man kennt sie auch u. d. N. Monde oder Nebenplaneten. Unsere Erde hat 1, Jupiter 4, Saturn 7, Uranus 6 (wenigstens sind noch nicht mehrere entdeckt) solcher Trabanten. (Vgl. Planeten.) — 2) Versteht man unter Trabanten eine Leibwache des Fürsten, wozu gemeiniglich ausgesucht große und wohlgewachsene Leute genommen werden.

Tractaten nennt man 1) Unterhandlungen, oder auch eine vorläufige Uebereinkunft vertragsschließender Parteien im Privatrecht; 2) Verträge von besonderer Wichtigkeit, mit besondern Formalitäten verbunden; daher bes. Staats- und Völkerverträge.

Tradition (lat., von Tradiren, übergeben, überliefern),

jede mündliche Ueberlieferung von Nachrichten; Sage. Sie war sonst, vor Erfindung der Schrift, die einzige Quelle der Geschichte, die vom Vater auf den Sohn rc. fortging. Durch die vielfachen Ueberlieferungen mußte die Geschichte natürlich sehr entstellt werden: daher denn unter Traditionen auch oft unzuverlässige Sagen verstanden werden. — In der Kirchengesch. versteht man darunter die mündliche Ueberlieferung gewisser Lehren, die von Jesu und den Aposteln (außer den im N. T. aufbewahrten) sollen vorgetragen und von den Lehrern der christl. Kirche fortgepflanzt worden sein. Daher denn auch Traditionen, Menschensatzungen, menschliche willkürliche Anordnungen. — Traditionell, überlieferungsweise, der Sage nach.

Traditoren wurden diejenigen Christen genannt, die sich unter den Christenverfolgungen, besonders Diocletian's, des Vergehens der Auslieferung heiliger Bücher und Gefäße an die heidnische Obrigkeit schuldig machten. Meist waren es zaghafte Geistliche, die die Kirche durch Entsetzung von ihren Aemtern bestrafte. Da die Donatisten (s. d.) solche Auslieferer sogar den ärgsten Ketzern gleichstellten, milderte die orthodoxe Kirche ihr Urtheil über dieses Vergehen, zu dem es unter den christl. Kaisern keine Gelegenheit mehr gab.

Traductionssystem, die Seelenfortpflanzungslehre, das Glauben an Fortpflanzung der Seelen von Eltern auf die Kinder. Daher wurden sonst Traducianer Diejenigen genannt, welche in Hinsicht des Ursprungs der Seele behaupteten, die Seele der Kinder läge dem Keime nach in den Eltern und pflanze sich durch Uebertragung (per traducem) fort.

Trafalgar (Schlacht von). Im Sommer 1805 hatte sich die 24 Kriegsschiffe starke franz. Flotte, welche zu Toulon ausgerüstet worden, unter dem Admiral Villeneuve mit der spanischen unter dem Admiral Gravina im Hafen zu Cadiz vereinigt, und war in die west-

indischen Gewässer gesegelt, wo sie Furcht und Schrecken verbreitete, aber ohne irgend eine Insel zu nehmen; kaum einige engl. Kauffahrer und ein Cutter waren ihr in die Hände gefallen. Unterdessen war ihr Nelson mit einer etwa halb so starken engl. Flotte nachgesandt; aber vergeblich suchte dieser sie in Barbados, in Martinique, in St.-Lucie, und segelte nach Europa zurück. Hier hatte bei Coruna (22. Jul. 1805) bereits der Admiral Calder mit 15 Linienschiffen die feindliche Flotte angetroffen und ihr eine Schlacht geliefert, welche aber unentschieden blieb, da ein dicker Nebel im Augenblicke des Kampfes Alles verdunkelte, und jeder Theil beträchtlichen Schaden litt; doch hatten sich die Briten zweier spanischen Schiffe bemächtigt. Die span.-franz. Flotte lief in den Hafen von Coruna ein, wo sie sich verstärkte, sodaß sie 34 Linienschiffe zählte. Calder zog sich daher zurück. Während dies geschah, hatte Nelson sich in London aufs neue verstärkt und segelte nun vor Cadiz, wo die feindliche Flotte vor Anker gegangen war. Es lag ihm nicht daran, was vorher schon Admiral Collingwood, der bei Gibraltar stationirt war, versucht hatte, die Flotte zu blokiren, sondern sie zu einer Schlacht zu bringen. Er zog sich daher ganz von Cadiz zurück, und in der That lockte er dadurch die Flotte heraus. Den 19. segelte sie aus dem Hafen, den 21. traf sie Nelson beim Cap Trafalgar auf dem halben Wege nach Gibraltars Meerenge. Er hatte den Plan zu einer Schlacht seinen Unterbefehlshabern schon am 4. Oct. auseinander gesetzt. Es bedurfte also dazu keines Augenblicks. In 2 Colonnen segelte seine 27 Linienschiffe starke Flotte gegen die franz.-span. von 33 Schiffen, welche eine 3 Stunden lange Linie bildeten, und bei Annäherung der Engländer sich in einen Halbkreis ordneten. Allein Nelson wurde vom Winde, wie von der Erfahrenheit und Kühnheit seiner Mannschaft besser unterstützt als der Feind. Er durchbrach die feindliche Linie an 2 Punkten, auf Pistolenschußweite

lagen die Schiffe aneinander; mehrere wurden geentert, andre in den Grund gebohrt. Nach 3 Stunden war der Kampf geendet; Gravina, der span. Admiral, starb an seinen Wunden, 19 Schiffe waren verloren, worunter eins von 130 und das andre von 120 Kanonen. Der franz. Admiral Villeneuve ward gefangen, ebenso Alava, der span. Viceadmiral, und der Contreadmiral Cisneros. Dies war Nelson's letzter und glorreichster Triumph. Ein feindl. Scharfschütze auf der Santa-Trinidad erkannte ihn an seinen Orden und schoß ihn mitten durch den Stern, der sein tapferes Herz schmückte. In wenig Minuten sank er, jedoch wie Epaminondas vom Siege bereits bekränzt. Collingwood übernahm statt seiner den Oberbefehl. 4 franz. Schiffe retteten sich, und steuerten nach Ferrol, wo sie aber den 4. Nov. dem Admiral Strachan in die Hände fielen. Nur 10 Schiffe blieben von der ganzen Flotte übrig, die Napoleon in 6 Jahren mit Mühe, durch die Thätigkeit der ganzen franz. Nation geschaffen hatte. 15,000 M. betrug der Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangenen, indeß die Engländer kaum 1800 Dienstunfähige und Todte zählten.

Trägheit, im physischen Sinne, ist das Bestreben der Körper, in ihrem Zustande zu beharren, sei dieser ein ruhiger, oder finde dabei Bewegung statt.

Tragisch. Das ursprünglich griech. Wort soll nach der gewöhnlichen Meinung einen Bockgesang bedeuten. Entweder, weil dem Bacchus, an dessen Festen man ernsthafte, lyrische und heroische Gesänge, von welchen die Tragödie ausging, öffentlich ausführte, ein Bock geopfert zu werden pflegte, oder weil der beste Sänger (Declamator nach unserer Art zu reden) einen Bock zum Preis erhielt, wurde jenen Gedichten der seltsame Name zu Theil. Allein Adelung in seinem »Wörterbuch« hat gezeigt, daß das griech. Wort τραγος auch traurig heißt. Man schreibt die Erfindung der Tragödie in ihrer er-

sten rohesten Gestalt dem Thespis zu, der zu den Zeiten des Solon lebte. Nach Herodot haben die Sicyonier schon vor den Zeiten des Thespis tragische Chöre erst zu Ehren des Dionysos, dann des Adrastus angeführt; ihnen schreibt man daher gewöhnlich die Erfindung der griech. Tragödie zu; ihre Ausbildung zum Drama hingegen dem Aeschylus. Sowie Aristoteles sie vorfand, beschrieb er sie als ein dramat. Gedicht, welches zum Zweck hat, durch Furcht und Mitleid, welche die dichterische Nachahmung einer Handlung erregt, diese Leidenschaften zu reinigen. Wie oft diese Erklärung auch nachgebetet worden ist, sie gibt wenig Licht, wenn man nicht den Begriff einer Reinigung der Leidenschaften durch Leidenschaften ins Klare setzt. Die künstliche Erregung jener genannten Leidenschaften, die uns in einen unangenehmen Zustand versetzen, kann wol auf die Reinigung unsers Gemüths keinen andern Einfluß haben, als den, daß sie es stärkt und übt, die Leidenschaften überhaupt zu beherrschen. Zu einer solchen Uebung scheint in der That Nichts geeigneter als ein Zustand, in welchem der Mensch zu gleicher Zeit die Wirkung mächtiger Leidenschaften, und auch die Kraft fühlt, sich von ihnen zu befreien, sobald er will. In diesen Zustand will uns die Tragödie versetzen. Sie will uns jene Leidenschaften, die auf der Sympathie beruhen, und schon darum das Bewußtsein der innern Freiheit weniger als die rein egoistischen verdunkeln, durch einen künstlichen Schein, durch Wahrheit des Gedankens ohne Wirklichkeit der That und Begebenheit erregen, und indem sie den Mangel der Wirklichkeit nicht verhehlt,

> Aufrichtig ist die wahre Melpomene,
> Sie kündigt nichts als eine Fabel an —

will sie uns das Gefühl des innern Vermögens lassen, uns davon nach Willkür wieder zu befreien, wäre es auch nur die Selbstmahnung an die Wesenlosigkeit Dessen, was uns bewegt. Wer hat wol nicht ein-

mal in seinem Leben in demjenigen Halbschlummer schon geträum
wo unser inneres Auge Schreckliches mit Ruhe oder Genuß anschau
weil noch das Gefühl in uns wach ist, — daß es unsere eigne Pha
tasie ist, welche den Traum erschafft? Gleich einem solchen Traum
will der Dichter mit der Lebendigkeit seiner Gestaltungen auf uns wi
ken, und dadurch in uns die Kräfte aufwecken, die den Leidenschafte
das Gegengewicht halten. Da es auf eine Uebung dieser Kräfte a
gesehen ist, so muß er sich hüten, es mit der Erregung der sympathet
schen Gemüthsbewegungen so weit zu treiben, daß wir dem Schme
nur durch ein völliges Zerstören der traumartigen Täuschung entri
nen können. Denn sobald wir zu diesem Mittel greifen, fällt jene U
bung des moralischen Vermögens weg. Wir müssen die Vorstellung
in der Lage der Handelnden zu sein, aushalten können, selbst da, w
wir sie darin untergehen sehen, indem wir in uns noch das Dasein d
Kräfte fühlen, deren sie für den Augenblick beraubt zu sein scheinen
Aus diesem Gesichtspunkte vielleicht ist die Aristotelische Erklärung m
Demjenigen zu vereinbaren, was in neuern Zeiten über das Wesen d
Tragödie philosophirt worden ist. Durch den Purismus, sie Trauer
spiel zu nennen (vgl. Schicksalstragödie), hat die Klarheit des Be
griffs eben nicht gewonnen. Selbst dramat. Schriftsteller haben da
Traurige mit dem Tragischen verwechselt; es läßt sich aber aus de
obigen Erklärung entwickeln, daß das Wesen der Tragödie nicht au
dem traurigen, Mitleid erregenden, zu Thränen rührenden Ausgange
sondern auf der Größe und Erhabenheit der Hauptidee ruht, auf wel
che die Fabel hinweist, und welche sie als ein lebendiges Beispiel be
legt. Indem das Gemüth über die Folge trauert, muß der Geist a
der Größe und Erhabenheit ihrer Ursache sich ergetzen können, wei
sonst nichts als eine unvermischt schmerzliche Empfindung in uns ent
stehen kann, welcher wir nur durch die Selbstmahnung an die Täu

schung zu entrinnen vermögen. Die meisten neuern Kunstphilosophen haben das weniger eingesehen als gefühlt, und sich angestrengt, die Frage, was tragisch sei, **a priori** aufzulösen, und den Begriff dieses Beiworts auf ein höchstes Princip zurückzuführen. Das kann schon darum nicht gelingen, weil der Sinn des gedachten Beiworts sich wesentlich ändert, je nachdem man es mit diesem oder jenem Hauptworte verbindet. Gebraucht man es von der Hauptidee, welcher der Stoff zum Beleg, zur Anschaulichmachung dient, so fällt sein Sinn mit dem Begriffe des Erhabenen zusammen. Sagt man es von der Fabel, oder einem einzelnen Theile derselben, so drückt es nur die Eigenschaft aus, vermöge deren die Begebenheiten uns zu einer erhabenen Hauptidee aufzuregen geschickt sind, woraus keineswegs folgt, daß jede derselben an sich und allenfalls mit ihren nächsten Ursachen betrachtet, ein erhabener Gegenstand für die Anschauung sei. Spricht man von dem tragischen Helden (des Stücks), von seinem tragischen Charakter, so weicht dessen Bedeutung noch weiter von dem Begriffe des Erhabenen ab. Aristoteles will den Helden tugendhaft, aber menschlich schwach. Das ist an sich nicht erhaben; aber der Held soll auch eben nicht durch seine moralische Größe auf uns wirken, sondern hauptsächlich unsern Antheil, unser Mitgefühl erwecken und festhalten, damit Das, was in dem Stücke mit ihm sich begibt, uns mit Geist und Gemüth auf die erhabene Hauptidee leite. Redet man endlich von tragischen Hebeln, so versteht man darunter Mittel zur Aufregung unseres Geistes und Gemüthes, die oft den Anschein des Kleinen viel mehr als des Erhabenen an sich tragen, und bisweilen gerade dadurch um so zweckdienlicher werden, weil die Anschauung einer großen Idee uns um so mehr überrascht, wenn wir mittelst des gleichsam elektrischen Stoßes der Ideenverbindung durch kleine Begegnisse daran gemahnt werden. So ist es im Lear mehr als einmal ein Einfall des Hof=

narren, der wie ein Blitz das Riesengebäude der moralischen Weltordnung erleuchtet und unserm Geiste sichtbar macht. Schon um dieser Verschiedenheit willen ist es eine Abgeschmacktheit, den Begriff des Tragischen, als einen abstracten, in einer einzelnen Erklärung erschöpfen zu wollen, wenn man auch nicht gerade bis zu dem unverständlichen Gewäsch hinauf abstrahirt, daß das Tragische ein Mißverhältniß der menschlichen Willenskraft zu den Lebensgöttern sei. Diejenigen fehlen nicht weniger, welche es einseitigerweise einen Kampf der menschlichen Freiheit mit der Nothwendigkeit, des Willens und der That mit dem Schicksal u. s. f. nennen. Das Komische menschlicher Handlungen ist in vielen Fällen nichts Anderes. Jener Kampf gehört zum Wesen des Drama überhaupt. Am sichersten bleiben wir bei der lexikographischen Erklärung stehen: Tragisch heißt, was zur Tragödie gehört, in ihr zweckmäßig ist (z. B. tragischer Vers, worunter die Alten vorzugsweise den jambischen verstanden) oder auch von ihr herrührt, ja selbst, was ihr durch seine Wirkung verwandt ist. Tragisch in dem letztbezeichneten Sinne ist Schiller's Gedicht: »Die Kraniche des Ibikus,« und die berühmte Gruppe des Laokoon, obschon sie keine Tragödien genannt werden können. (Vgl. Schauspiel.)

Trajanus (Marc. Ulpius Nerva), einer der guten römischen Imperatoren. Ein geborner Spanier, zeichnete er sich schon jung in den Kriegen am Euphrat und dem Rhein aus, und bald erhob ihn der Kaiser Nerva zum Sohn und Mitregenten. Seit 98 allein Kaiser, brachte er die Deutschen erst zur Ruhe, hielt dann seinen Einzug zu Rom und erwarb sich die Liebe des ganzen römischen Volks so sehr, daß ihm der Beiname »der Beste« beigelegt wurde. Die Gesetze, die Künste und Wissenschaften verdankten ihm sehr viel; so wurde z. B. unter ihm der große Circus, auf 50,000 Menschen fassend, wieder hergestellt; durch eine von seinem Privatvermögen errichtete milde

Stiftung für arme Kinder errichtete er sich zugleich das schönste Denkmal seiner Menschenliebe und Großmuth. Noch als Feldherr sein Genie versuchend, erkrankte er leider! im Laufe seiner Siege in Cilicien und starb im J. 117, nachdem seine Regierung, eine der beglückendsten für die Römer, 19 Jahre gedauert hatte. Seine nach Rom gebrachte Asche wurde unter der trajanischen Säule (von der den Daciern abgenommenen Beute errichtet) beigesetzt.

Tramontana (la) bei den Italienern: 1) der Nordwind, weil er über die Alpen zu ihnen kommt; 2) aus ähnlichem Grunde der Nord- oder Polarstern (stella tramontana). Diese zweite Bedeutung des Worts hat im Italienischen eine sprichwörtliche, aus der Sprache der Schiffer (denen bekanntlich der Nordstern zum Richtpunkte dient) hergenommene Redensart (perdere la tramontana) veranlaßt, welche auch bei den Franzosen (perdre la tramontane), und selbst von den Deutschen (die Tramontane verlieren, d. h. aus dem Concept, aus der Fassung kommen) angenommen worden ist, obgleich für die Länder diesseits des Gebirges der eigentliche ursprüngliche Sinn des Worts gänzlich verloren geht.

Trankebar (Trankenbar), eine Stadt und Festung auf der Küste von Koromandel im Staat von Tanjore in Ostindien, gehört den Dänen, und liegt südlich vom Flusse Kolaru. 1612 ward zu Kopenhagen eine dänisch-ostindische Compagnie errichtet, und 1616 kam das erste dänische Schiff auf der Küste von Koromandel an, wo der Rajah von Tanjore 1620 dem dänischen Befehlshaber, Ove Giedde, den Bezirk von Trankebar gegen eine jährl. Abgabe von 2000 Perdons oder 1666⅔ Thlr. zur Ansiedelung für Dänen überließ. Ove Giedde legte hier die Stadt Trankebar und das Fort Dansburg an, und der Oberkaufmann Krappe blieb als Gouverneur zurück. 1777 trat die Compagnie diese Colonie an die Krone ab. Das däni-

sche Gebiet begreift, außer der Stadt und Festung, den Flecken Porejaru und 30 Dorfschaften, welche die Krone theils eigenthümlich, theils pfandweise vom Rajah besaß, dem sie dafür 9650 Thlr. bezahlte, und enthält 20 QM. mit 50,000 Einw. Die Stadt allein zählt 15,000 Ew., ist der Hauptort der dänischen Besitzungen in Ostindien, und der Sitz des Gouverneurs. Sie hat einen Hafen, Baumwollenfabriken und Seesalzsiedereien, und treibt einen ziemlich beträchtlichen Handel. König Friedrich IV. errichtete daselbst eine Anstalt zur Bekehrung der Heiden, und 1706 kamen die ersten Missionaire von Kopenhagen zu Trankebar an. Nun wendete man sich von Kopenhagen aus nach Berlin und Halle, um sich Missionaire vorschlagen zu lassen, und am letztern Orte, wo auch noch jetzt die Berichte der Missionsanstalt herauskommen, ward eine malabarische oder eigentlich tamulische Druckerei angelegt. Den Heidenbekehrern fehlte es übrigens mehr an Fortgang als an Eifer in ihrem Geschäft. Ihre Arbeit war bis in die neuesten Zeiten mit ansehnlichen Geldsummen aus Dänemark, Deutschland und England unterstützt, und seit geraumer Zeit haben sie auch eine eigene Druckerei zu Trankebar. In dieser Stadt sind 5 heidnische Tempel, 1 mohammedanische Moschee, 1 lutherische Hauptkirche mit 2 Predigern, 1 dänisch-malabarische Missionskirche, und 1 kath. Kirche. In Porejaru ist eine kath. Missionskirche, in den übrigen Dörfern und den angrenzenden Ländern waren stets königl. dänische lutherische Missionarien mit der Heidenbekehrung beschäftigt. Man hat auch selbst aus der malabarischen Nation Landprediger, Katecheten und Schullehrer gebildet und angestellt.

Transfiguration, Umwandlung, wird in der römischen Kirchensprache die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor genannt, zu deren Gedächtniß die Kirche am 6. August ein besonderes Fest ersten Ranges feiert, welches aber erst im 12. Jahrh. eingeführt zu

sein scheint. Papst Calixtus III. versah dasselbe 1456, zum Andenken eines Sieges über die Türken, mit vielen Ablässen. — Unter dieser Benennung ist auch eins der vorzüglichsten Gemälde Rafael's, von dem wir einen sehr guten Kupferstich von Dorigny und R. Morghen besitzen, bekannt, diesen Gegenstand darstellend.

Transitohandel, s. Durchfuhrhandel.

Transporteur ist ein mathematisches Instrument zum Auftragen oder Messen der Winkel. Er besteht gemeiniglich aus Messing oder Holz und bildet einen halben Cirkel, der nicht allein in seine 180 Grade, sondern jeder Grad noch in halbe und Viertel-Grade, oder von 5 zu 5 Minuten durch gehörige Abtheilungen bezeichnet ist. Oft sind sehr sorgfältig gearbeitete Transporteurs mit einem Nonius oder Vernier versehen, wodurch sich noch kleinere Abtheilungen bestimmen lassen.

Transscendent, eigentl. übersteigend, über die Grenze hinausgehend, überschwenglich; daher in der Phil. die Grenzen der Erfahrung übersteigend, was über jede gegebene Erfahrung hinausgeht. Es ist dies unterschieden von

Transscendental, was bloß dem reinen Verstande denkbar ist; daher die **Transscendental-Philosophie**, welche nur den Verstand und die Vernunft selbst betrachtet, ohne gegebene Objecte anzunehmen.

Transsubstantiation, s. Abendmahl.

Trapezium und **Trapezoides**, s. Vierecke.

Trapezunt (franz. Trebisonde, türkisch Tarabosan), eine Stadt in Kleinasien im ehemaligen kappadozischen Pontus oder heutigen Natolien (Anadoly) in der türkischen Prov. Amasan, der Sitz eines Paschaliks, liegt am schwarzen Meere zwischen zwei hohen Felsen, hat einen großen Umfang, weil sie viel Gärten enthält, aber nur

15,000 Einw. Der Hafen wird häufig besucht, weil er einer der besten in diesen Gegenden ist. Es gibt hier einen Schiffswerft, Färbereien und Kupferwerke. Ehemals hatte die Stadt ein größeres Ansehen, und gab einem kleinen Reiche, dem trapezuntischen Kaiserthume, den Namen. Als durch die innern Streitigkeiten der griech. kaiserl. Familie zu Konstantinopel die Kreuzfahrer (Franzosen und Venetianer) veranlaßt wurden, Konstantinopel zu belagern, und nach Eroberung der Stadt (1204) die regierende Familie vertrieben, und Balduin, Graf von Flandern, zum Kaiser ernannt wurde, errichtete, bei der allgemeinen Zerrüttung, ein Prinz aus dem vertriebenen kaiserl. Hause, Alexius, einen neuen kleinen Staat in Asien, und nahm seinen Sitz in Trapezunt, wo er vorher nur Statthalter war. Seine Nachfolger legten sich den Kaisertitel bei, und führten ihren Familiennamen der Komnenen fort. Ueber 2 Jahrh. behauptete sich dieser kleine Staat, mußte aber endlich der türk. Uebermacht unterliegen. David Komnen, der 12. und letzte Kaiser von Trapezunt, ward in seiner Hauptstadt 1461 von Mohammed II. belagert und mußte, da früher schon das griech. Reich zu Konstantinopel gefallen war, und ihm alle auswärtige Hülfe fehlte, sich mit allen seinen Schätzen dem Sieger ergeben, der das Land dem türkischen Reiche einverleibte. Wider das gegebene Versprechen führte Mohammed den unglücklichen David zuerst zu Konstantinopel im Triumph auf, und ließ ihn dann mit seiner Familie zu Adrianopel hinrichten. In einer trefflichen Monographie wird dies beschrieben von Jak. Ph. Fallmerayer (»Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt,« München 1827, 4.).

Trappe (La), **Trappisten**. In einem 34 Stunden nordwestlich von Paris, in der Normandie (Depart. Orne) gelegenen, von Wald und Felsen eingeschlossenen Thale hatte Rotrou, Graf v. Perche, schon 1140 unweit Montagne eine Cistercienserabtei gestiftet,

und sie nach dem engen schwierigen Eingange in dieses Thal la Trappe (die Fallthüre) genannt. Es führt kein gebahnter Weg dahin, man muß sich nach dem Sonnenstande und nach den Kennzeichen der Bäume richten. Das tiefe Schweigen alles Lebens umher muß selbst den strengsten Forderungen der Entsagung genugthun. Dennoch verfielen im 16. Jahrh. die Mönche in ausgelassene Zuchtlosigkeit. Straßenraub, Mordthat und das Stehlen weiblicher Kinder machten sie zum Schrecken des Landes, darum sie auch nur die Banditen von la Trappe genannt wurden. Diese im 17. Jahrh. kaum noch 7 Mönche zählende Abtei fiel 1636 dem 10jährigen de Rancé als eine geschäftslose Pfründe zu. Rancé wurde nach einer in Ausschweifungen vergeudeten Jugend 1664 regulirter Abt von la Trappe und unternahm eine Reform seines Klosters, die, unter allen die härteste, viel Bewunderung bei den Andächtigen, aber wenig Nachahmung fand. Die Trappisten beten täglich 11 Stunden, ihre übrige Zeit bringen sie bei harter Arbeit und in schweigender Betrachtung zu. Außer den gottesdienstlichen Gebeten und Gesängen und dem Memento mori, womit sie einander begrüßen, darf kein Wort über ihre Zunge kommen, denn auch ihre Wünsche und Bedürfnisse geben sie nur durch Zeichen zu erkennen. Ihre kärgliche Nahrung besteht in Früchten und Gemüsen; Fleisch, Wein u. Butter sind ihnen gänzlich untersagt. Von Dem, was in der Welt vorgeht, und von den Schicksalen ihrer Verwandten erfahren sie Nichts; ihre Gedanken müssen stets auf Buße und Tod gerichtet sein, und jeden Abend graben sie an ihren Gräbern. Die Princessin Louise v. Condé stiftete auch einen weiblichen Zweig dieses Ordens. Als die Revolution sie aus Frankreich vertrieb, fanden einzelne Colonien ihres Ordens Aufnahme in Deutschland (Hamburg 1801), Rußland, England und Nordamerika, und fuhren fort, Novizen aufzunehmen. Der Abt de la Prade ging mit dem Haupt-

stamme ins Paderbornische, mußte sich aber 1802 auf Befehl der preuß. Regierung von da entfernen, und auch den Canton Freiburg, wohin er sich gewendet hatte, 1812 wieder verlassen. Seitdem hielten sich diese Trappisten zu Dorfeld im Münsterschen auf, und kehrten, nachdem sie ihr Stammkloster la Trappe (im Oct. 1815) wieder an sich gekauft hatten, 1816 dahin zurück. Auch die Colonie, die sich einstweilen in England niedergelassen, ist im Sommer 1817 wieder von da zurückgekehrt. Ein Reisender, der 1818 la Trappe besuchte, fand daselbst schon 100 Trappisten, wovon nur die kleinere Hälfte eigentliche Professen oder Glieder des ersten Ordens sind, die größere aber aus Laienbrüdern und Frères donnés besteht. Letztere halten sich nur einige Zeit zur Bußübung in la Trappe auf, um ernste Eindrücke zu empfangen. Die Professen tragen dunkelbraune Kutten, Mantel und Kappen, welche ihr Gesicht fast ganz verhüllen. Die Novizen sind mitunter noch sehr jung und werden durch grausame Behandlung zum Gehorsam gegen die jetzt strenger als je gehandhabte Regel gewöhnt. Dieser Orden hat außerdem noch 3 Klöster in Frankreich: bei Amiens die Abtei Gard, seit 1817 im Depart. der untern Loire, die Abtei Mellerai, und seit 1823 zu St.-Aubin im Departement der Gironde; endlich hat er auch wieder ein weibliches Kloster unweit la Trappe.

Trassiren (ziehen, tirer), bei Wechselgeschäften, Wechsel von einem Orte auf den andern ausgeben und dafür das Geld einziehen. Trassirte Wechsel, oder Tratten, solche, worin der Trassant (der Zieher, Aussteller, Ausgeber) einen Andern (den Trassat, oder Bezogenen) ersucht, dem Vorzeiger (Präsentanten) eine bestimmte Summe zur gesetzten Zeit und an dem benannten Orte auszuzahlen.

Traube, s. Kanonen und Kartätsche. — **Traubenhagel**, **Traubenschuß**, s. Kartätsche.

Trauermonumente gehören zu den architektonischen und plastischen Denkmalen und erfordern ihrem Zwecke gemäß (den Verlust einer geliebten oder geachteten Person zu bezeichnen) ernste Formen oder Figuren, welche aber nicht nothwendig Tod und Grab in den schrecklichsten Bildern darstellen müssen. Die Griechen vorzüglich wußten diesen Zweck durch eine Menge freundlicher, obgleich ernster Ideen zu bezeichnen. Die Neuern sind auf den Sarkophag, die Ara, das Kreuz, den fackelsenkenden Genius ꝛc. größtentheils beschränkt, welche Gegenstände sie mit einigen Veränderungen bearbeiten. Uebrigens unterscheidet man Grabmale, als Denkmale, welche wirklich auf dem Grabe eines Verstorbenen stehen, von solchen Trauermonumenten, bei welchen dieses nicht der Fall ist, und die zur Verzierung eines andern Ortes, den man dem Verstorbenen weiht, aufgestellt werden. Zu den letztern gehören also die Kenotaphien.

Trauerspiel, s. Tragisch und Schauspiel.

Traum nennen wir die Thätigkeit der Seele im Schlafe, insofern wir uns deren nach dem Erwachen noch bewußt sind. Die Thätigkeit der Seele bezeugt sich uns im Wachen in der klaren Wahrnehmung ihres Körpers und der Außenwelt, in der Bildung von Vorstellungen, Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, endlich in den Ideenschöpfungen und in dem Selbstbewußtsein. Diese Geistesthätigkeit ist in dem irdischen Leben an das Physische, und zwar an bestimmte Organe des Körpes, mehr oder weniger gebunden, indem die Seele selbst auf das innigste mit dem Körper mittelst jener Organe vereinigt ist. Diese Vermittelungsorgane nennen wir das gesammte Nervensystem. Die Seele wirkt in ihnen und durch sie auf den Körper, sowie dieser durch sie auf die Seele u. deren Zustand Einfluß hat. Das

Nervensystem selbst bildet verschiedene Systeme in dem Körper; eins für die Bildung und Erhaltung des Körpers (das reproductive Nervensystem oder das Gangliensystem), dessen Hauptsitz im Unterleibe befindlich ist; eins für die Verhältnisse des Körpers mit der Außenwelt (das Cerebral- und das Vertebralsystem), dessen Mittelpunkt das Gehirn ist; endlich ein beide Systeme verbindendes, zwischen beiden sich ausbreitendes System, das sympathische Nervensystem. Die abwechselnd vorherrschende Thätigkeit eines dieser beiden Hauptsysteme ist die Ursache der beiden sich einander entgegengesetzten Zustände des thierischen Lebens, des Wachens und des Schlafes; das vermittelnde oder leitende System aber bedingt die Möglichkeit der Erscheinung des Traumzustandes.

Traurigkeit ist die Gemüthsstimmung, welche durch das Vorherrschen eines starken Unlustgefühls bedingt ist.

Trautmannsdorf (das gräfl. Haus v., kath. Religion), ein altes österreich. Geschlecht, dessen Namen mehrere Schlösser oder Flecken in Tirol, Steiermark und Oesterreich führen. 14 Trautmannsdorfe waren auf dem Schlachtfelde geblieben, wo Rudolf v. Habsburg 1278 über Ottokar v. Böhmen siegte, und 18 fielen bis auf 2 in der Schlacht bei Mühldorf 1322, ohne ihren Anführer, Friedrich den Schönen von Oesterreich, vor der Gefangenschaft bewahren zu können. Dessen Mitgefangener zu Trausnitz, der tapfere Hector v. Trautmannsdorf, erhielt vom Kaiser Ludwig 1336 einen Kampfbrief, der seinen von ihm durch einen Zweikampf erprobten 352jährigen Adel bestätigte. Maximilian v. Tr. wurde mit seinen beiden Brüdern vom Kaiser Ferdinand II. 1628 in den Reichsgrafenstand erhoben. 1804 erhielt das Haus, nach dem Rechte der Erstgeburt, für die männlichen Nachkommen die reichsfürstl. Würde; daher gibt es außer dem ältern Aste der böhmischen Hauptlinie, die fürstlich ist, noch meh-

rere gräfl. Linien. Die Güter des Hauses liegen in Oesterreich, Böhmen und im Großherzogthum Hessen; dahin gehören Weinsberg und Neustadt am Kocher, die Grafschaft Umpfenbach und die Majoratsherrschaften Theinitz, Hostau, Gitschin, Brandeis, Hirschstein u. a. m. Der jetzige Majoratsherr, Fürst Johann, geb. d. 18. März 1780, folgte seinem Vater, dem Staats- und Conferenzminister Ferdinand, den 27. Aug. 1827. Er ist österreich. Kämmerer, Geh.-Rath und Erb-Oberstallmeister zu Wien.

Trautmannsdorf (Maximilian, Graf v.), geb. zu Grätz 1584, gest. zu Wien 1650, einer der ersten Staatsmänner und Diplomaten seiner Zeit, gebildet durch Studien, Reisen und Feldzüge, war in einem spätern Alter zur kathol. Religion übergegangen. Er brachte das Friedenswerk zu Münster und Osnabrück 1648 zu Stande. Früher hatte er sich standhaft gegen den kühnen Uebermuth des Cardinalbischofs Melchior Clesel (Minister des Kaisers Matthias) erklärt und viel beigetragen, um den Erzherzog Ferdinand (nachmals Kaiser Ferdinand II.) die Nachfolge nach Matthias in Oesterreich, Ungarn und Böhmen zu verschaffen. 1619 schloß er zu München den wichtigen Bund Ferdinands II. mit Maximilian von Baiern ab; darauf verabredete er, als kaiserl. Gesandter in Rom, mit dem Papste und mit dem spanischen Gesandten die gemeinschaftlichen Maßregeln zur Führung des Kriegs. Auch übernahm er wichtige Aufträge bei Wallenstein, der ihn sehr achtete. Tr. hatte durch vertrauten Umgang von Jugend auf den schwindelnden Ehrgeiz dieses Feldherrn kennen gelernt und war der Erste, welcher dem Kaiser über die gefährlichen Plane Wallenstein's die Augen öffnete. Darum ward er mit dem Hofkriegsrathe v. Questenberg zur nähern Untersuchung in Wallenstein's Lager abgesendet. Nach der nördlinger Schlacht (1634) bewog er den Kurfürsten von Sachsen, sich von

Schweden zu trennen und schloß den prager Frieden 1635 ab, durch den Sachsen die Lausitz erhielt. Sein größtes Werk und sein größtes Verdienst aber war der Abschluß des westfälischen Friedens. Tr. hatte einen schnellen und durchdringenden Verstand; er sprach mit gewinnender Anmuth; sanft und freundlich, dabei voll Würde und Verschwiegenheit, offen und redlich, diente er nur der Sache mit beharrlichem Eifer, ohne eitle Sorge für seinen persönlichen Ruhm und Einfluß. Die Jesuiten haßten ihn, weil er duldsam war; Ferdinand II. war er treu ergeben, mit der Anhänglichkeit eines Jugendgespielen. Ferdinand III. ehrte ihn wie seinen väterlichen Freund. Bei dem Friedenswerke selbst war er die Seele des Ganzen. Vergebens reizten Servien und Oxenstierna durch ihren Siegertrotz s. persönliche Empfindlichkeit; er blieb stets gemäßigt und unerschütterlich. Sein fester Charakter und seine Ruhe hielten die Gegner in Schranken. Dadurch rettete er Oesterreich und Deutschland aus dem Unheil jenes verderblichen Kriegs. Gleichwohl schrieb er den Erfolg mit bescheidener Entsagung seinen gelehrten Mitarbeitern zu. Aber Vollmar hatte nur die Formen des Instruments abgefaßt; Tr. hatte das Werk geschaffen und vollbracht. Vergl. über ihn v. Hormayr im »Oesterreichischen Plutarch« und v. Woltmann in der »Geschichte des westfälischen Friedens.«

Trauung heißt diejenige Handlung, wodurch Verlobte feierlich zur Ehe verbunden und einander anvertraut werden, es geschehe dies nun bloß durch obrigkeitliche Bestätigung ihres Verlöbnisses und Ehevertrags (Civiltrauung) oder durch kirchliche Copulation und Einsegnung (priesterliche Trauung).

Travestie, Travestirung (nach dem franz. travestir, umkleiden, verkleiden) bezeichnet eine scherzhafte Darstellung (besonders in der Poesie), vermöge deren ein bereits ernsthaft verhandelter

Stoff seiner ursprünglichen Form entkleidet und als lächerlich dargestellt wird. Sie setzt voraus ein falsches Pathos des travestirten Gegenstandes, einen in demselben versteckten, nicht ihm willkürlich beigelegten Unsinn, den sie auf naive Weise enthüllt. Aber sie scheitert gewöhnlich an dem letztern, indem sie den zu beurtheilenden Stoff erst ins Kleine zieht, und auf niedrigere Verhältnisse überträgt, um ihn als klein darzustellen. Die Travestie macht ein Gedicht nicht klein, und verwandelt nicht das Erhabene in Unsinn, sondern sie stellt das als groß dargestellte Kleine scherzhaft als klein dar. Sie unterscheidet sich daher wesentlich von der Parodie, welche sich der vorhandenen dichterischen Einkleidung ernsten Gegenstandes zur Darstellung eines lächerlichen Stoffes bedient. Beide wirken durch den Contrast und können, glücklich durchgeführt, ihres Zwecks, Lachen zu erregen, nicht verfehlen. Gleichwohl nehmen sie, bei ihrer größern Abhängigkeit von andern vorhandenen Kunstwerken, nur eine sehr untergeordnete Stelle unter den Dichtarten ein. Es ist gefragt worden, ob sie überhaupt zulässig seien. Von der Parodie, die sich lediglich an das Aeußere hält, nur mit dem Wandelbaren der Form ein heiteres Spiel treibt, möchte dies ohne Weiteres zu bejahen sein. Anders scheint es sich mit der Travestirung zu verhalten, die sich an das Ewige der Idee wagt und es mit keckem Uebermuthe in das Gebiet des Lächerlichen hinüberträgt. Allein es scheint auch nur so; denn es liegt eben in dem Wesen des Scherzes, daß derselbe in freier Willkür auch das Edelste und Erhabenste in seinen Kreis herabzieht. Weiß nur der travestirende Dichter seinem Gegenstande mitten unter den Umgebungen von Größe, Ansehen und Würde die schwache Seite abzugewinnen, und für denselben eine Form zu wählen, die die komische Wirkung sichert, so wird er auch seinen Zweck, Belustigung des Lesers, erreichen, und es fällt ihm weder eine Entweihung des Heiligen, noch eine Ver=

kümmerung des Vergnügens an dem ernsthaften Kunstwerke zur Last, wie ihm seit La Mothe oft vorgeworfen worden. Wie die herrlichsten komischen Schöpfungen der Griechen aus dieser freien Herrschaft des Scherzes hervorgegangen, ist bekannt genug, und obgleich der griech. Geist sich mehr zur Parodie hinneigte (man denke an die »Batrachomyomachie,« die Parodien des Matron und dessen Bruchstücke bei Athenäus II, 5, und an unzählige Stellen des Aristophanes; vgl. Buhle zu Aristotele's »Poetik,« C. 1, §. 4), so war ihnen doch auch das Ergötzliche der Travestirung keineswegs ganz fremd, vielmehr scherzte diese in den Erzeugnissen bildender Kunst, wie in den komischen Dichterwerken, mit gleich kühner Ausgelassenheit und der oberste der Götter durfte sich nicht weigern, auf plastischen Werken und Vasengemälden ebensowohl als auf der Bühne in der Schellenkappe als komische Maske zu erscheinen. — Die Travestirung ist entweder rein komisch, freier Erguß des Humors, oder sie verbindet mit dem Zwecke der Belustigung den der Satyre. Diese richtet sich entweder gegen den Stoff, indem sie die lächerlichen Seiten desselben durch die Einkleidung hervorhebt, oder gegen die Form, indem sie das Unstatthafte des Ernstes in Beziehung auf den dargestellten Gegenstand ins Licht stellt. Beide Zwecke schließen den allgemeinen Zweck aller Satyre, Geißelung der Thorheit und des Lasters überhaupt, nicht aus. In Hinsicht der Form ist die Travestirung entweder lyrisch, episch oder dramatisch. Unter den Neuern ist sie am häufigsten von den Franzosen bearbeitet worden, namentlich von Marivaux, Scarron (travestirter Virgil) u. Moreau; die Italiener besitzen eine travestirte »Ilias« von Loredano, welche dem Begriffe nicht entspricht; die Deutschen, außer mehreren kleinern lyrischen Scherzen der Art, eine zwar oft in das Gemeine herabsinkende, aber doch nicht witzlose Travestirung der

»Äneis« von Blumauer, »ein tiefes Marschland voll Schlamm, obwohl voll Salz,« wie Jean Paul sie nennt.

Treckschuyten (d. h. Ziehschiffe), eine Art von bedeckten Schiffen (16—26 Schritte lang und 3—6 breit), die von Pferden gezogen (getreckt) und in den Niederlanden auf den Kanälen gebraucht werden. Sie gehen zu bestimmten Stunden von einer Stadt zur andern und haben gewöhnlich ein großes Zimmer für alle Reisende zusammen, nebst einem Cabinet (Roef, Ruhf) für Diejenigen, welche für sich sein wollen.

Treffen, s. Schlacht.

Tremulant (ital. tremolo), bezeichnet in der Musik das Beben oder die gelindeste Schwebung der Stimme auf einem Tone, das denn auch auf Instrumenten nachgeahmt wird; daher auch in der Orgel ein Zug, wodurch ein bebender, zitternder Ton hervorgebracht wird, Tremulant heißt. — Tremuliren, zittern, beben.

Trenck (Friedrich, Freiherr v. d.), ein durch seine besonderen Schicksale merkwürdig gewordener Mann. Geb. zu Königsberg 1726, besuchte er zwar früh die Universität, nahm aber bald Kriegsdienste, und ward beim zweiten schlesischen Kriege einer von Friedrichs des Gr. Adjutanten. Verdächtig wegen geheimen Verständnisses mit dem Panduren-Oberst Trenck, wurde er nach Glatz auf die Citadelle, bald aber in ein engeres Gefängniß gebracht, aus dem er zu entwischen suchte, aber in einem Kloak stecken blieb und, in den Kerker zurückgebracht, dem Platzmajor den Degen von der Seite riß, durch die Wachen sprang, aber wieder erwischt, und noch enger verwahrt wurde. Ein neues Complott wurde wieder entdeckt; aber doch entkam er endlich, indem er mit einem Lieut. Schell aus der Festung über die Neiße entschwamm, und so mit diesem eine ungeheure Reise durch Mähren, Polen, Preußen machte, dann allein nach Wien und Moskau, von hier

wieder nach Danzig ging, hier aber auf Friedrichs Ansuchen arretirt und nun in ein schreckliches Gefängniß nach Magdeburg gebracht, und an Händen, Füßen und um den Leib mit eisernen, 68 Pfund schweren Fesseln angeschmiedet wurde. Die demungeachtet gemachten Versuche, sich zu befreien, die er in seiner eignen Biographie umständlich erzählt hat, sind zu weitläufig, um sie hier aufzuführen; kurz, nach 10 Jahren wurde er endlich 1763 in Freiheit gesetzt; allein überall zog er sich durch seine Aeußerungen Feindschaft und Verfolgung zu. Ja, sein unruhiger Geist trieb ihn, beim Ausbruch der franz. Revolution fort nach Paris, wo er zuletzt 1794 den Tod unter der Guillotine fand.

Trepaniren heißt diejenige chirurg. Operation, wo bei einer schweren Kopfwunde der beschädigte Theil der Hirnschale mit einem Bohrer, **Trepan** (Abaptiston), angebohrt wird, um das unter der Hirnschale geronnene Geblüt heraus zu lassen.

Tressan (Louis Elisabeth de la Vergne, Graf v.), Dichter und Schriftsteller, 1705 zu Mans geb., starb 1783.

Tretmühle, Trittmühle, stepping-mill (moulin à marches oder moulin de discipline), ein neues in England erfundenes Strafmittel, das wenigstens in England u. in den Vereinigten Staaten zuerst mit Erfolg angewendet worden ist. Diese Mühle besteht aus einem oder mehreren cylindrischen Rädern, von etwa 5 Fuß im Durchmesser, mit hölzernen Tritten in der Breite des Rades, die 20 bis 25 Fuß beträgt. Die Sträflinge werden neben einander in eine Reihe gestellt und steigen langsam die Tritte hinan; ihr Gewicht setzt die Räder in Umlauf, die dann mittelst der Zähne und des Kammrades die ganze Maschine in Bewegung setzen. Die Sträflinge halten sich fest an einer Lehne und bleiben dadurch immer in einer verticalen Stellung. In England braucht man das Mühlentreten zum Mahlen des Korns, zum Wasserziehen. In dem Strafhause zu Neuyork

sind die Räder so breit, daß 16 Personen auf einmal arbeiten können. Da diese Arbeit sehr anstrengend und ermüdend ist, so wechseln sie alle 8 Minuten mit 16 andern. Der Gewinn dieser Arbeit übertrifft den jeder andern, welche man bisher Sträflingen aufzulegen pflegte, um 20 Procent. Ueber die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit dieser Strafarbeit für die damit Belegten sind die Aerzte getheilter Meinung. Verbesserungen in Hinsicht auf die Gesundheit, hat bei derselben Will. Hase in England eingeführt. Ein franz. Mathematiker, Coulomb, soll der ursprüngliche Erfinder der stepping-mill gewesen sein.

Treue ist in moralischer Bedeutung die unveränderliche Bewährung wohlwollender Gesinnungen gegen Andere. Sie geht hervor aus einem Herzen voll Liebe und Pflichteifer, äußert sich vorzüglich gegen Höhere, oder Solche, die uns gleich sind, und ist eine freie Handlungsweise, gesetzt auch, daß wir ihnen äußerlich verpflichtet wären.

Treviso (Herzog v.), s. Mortier.

Triangel, in der sogen. türkischen Musik das von 3 stählernen Stäben gebildete Dreieck mit daranhängenden Ringen, welches nach dem Takte angeschlagen wird.

Triangular= oder **Trigonalzahlen**, eine Klasse der figurirten Zahlen (s. d.).

Trianguliren. Wenn bei Messungen eine weit ausgedehnte Erdstrecke aufzunehmen ist, so muß man damit anheben, eine Anzahl von Haupt= oder Fixpunkten auf dieser Strecke zu bestimmen, die als Winkelpunkte von Triangeln betrachtet werden, in welche also die Strecke zerlegt erscheint. Dieses Verfahren heißt das Trianguliren. Man wählt Triangel, wegen der Leichtigkeit, mit welcher sich bei denselben aus einigen gemessenen Bestimmungsstrecken die übrigen durch bloße Rechnung finden lassen.

Trianon ist der Name von 2 kleinen Lustschlössern in der Nähe von Versailles, Groß- und Kleintrianon (le grand, petit Trianon). Durch den Garten von Versailles führt ein angenehmer Spazierweg nach Großtrianon, welches von Mansard in orientalischem Geschmack nur ein Stockwerk hoch erbaut ist und durch den von Außen häufig angebrachten bunten Marmor ein gefälliges Ansehen hat. Die Gärten, welche dieses Schloß umgeben, sind von dem berühmten Lenôtre angelegt. Am Ende des Parks liegt Kleintrianon, das bloß in einem Pavillon von römischer Bauart besteht, und einen Garten in engl. Geschmack hat. Es war der Lieblingsaufenthalt der unglücklichen Marie Antoinette, litt, gerade aus diesem Grunde, während der Revolution, vorzugsweise durch die Wuth des Pöbels, ward sodann einem Speisewirthe überlassen, späterhin aber von Napoleon zurückgenommen, und seiner Schwester, der Prinzessin Borghese, eingeräumt.

Trias, s. Drei.

Tribonianus, aus Pamphylien gebürtig, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten des sechsten Jahrh., der an der Spitze der Commission stand, welcher Kaiser Justinian die Bearbeitung des Corpus juris auftrug. Bei der ansehnlichen Bibliothek, die er besaß, konnte er allerdings aus den alten Juristen jene unzähligen Rechtsbedenken zusammenlesen, die nachher unter dem Titel »Digesta« oder Pandekten hervorkamen, obgleich man ihn auch beschuldiget, eigenmächtige Abänderungen vorgenommen zu haben.

Tribunal hieß in Rom die öffentliche Gerichtsstelle, ein großer erhabener Platz in Form eines Halbkreises, mit Säulen umgeben und bedacht, wo der Prätor in bürgerlichen Angelegenheiten und Processen Recht sprach; daher in der neuern Sprache jeder hohe Gerichtshof, wohin von dem Unterrichter appellirt werden kann.

Tribunat, eigentl. das Amt eines Tribuns; dann auch die

sämmtl. Tribunen. — In der nach der Revolution eingeführten Staats-Verfassung von Frankreich war das Tribunat eins der wichtigsten Collegien, welches aus 48 Mitgliedern (Tribunen) bestand, welche die vorgeschlagenen Gesetze prüfen und ihre Gründe für oder dagegen dem gesetzgebenden Corps vorlegen sollten. Allein schon 1807 wurde es wieder aufgelöst und die Mitglieder dem gesetzgebenden Corps einverleibt.

Tribunus, bei den Römern ursprünglich der Vorsteher einer **tribus** (s. d. folg. Art.); dann im Allgemeinen eine öffentliche Person, ein Vorsteher. So gab es Kriegstribunen und Tribunen des öffentlichen Schatzes (**triburi militares** und **aerarii**). Jene waren Befehlshaber einer Abtheilung der Legion, gewöhnlich aus 1000 Mann bestehend, diese waren Gehülfen des Quästors, besonders bei Austheilung des Soldes. Vorzüglich merkwürdig und wichtig aber sind die Volkstribunen (**tribuni plebis**), welche, um die Rechte des Volks gegen die Anmaßungen der Patricier zu vertreten, aus den Plebejern gewählt wurden, und zwar nicht eigentlich in die Reihe der obrigkeitlichen Personen gehörten, aber doch einen großen Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten hatten. Die Veranlassung, dergleichen Tribunen anzuordnen, gab, bald nach Einführung der freien Verfassung unter den Consuln, die Auswanderung der Plebejer, die sich von den Patriciern gedrückt und ungerecht behandelt sahen, auf den heiligen Berg. Diese Tribunen konnten durch ihren Einspruch einer Senatsverordnung, wodurch sie das Wohl des Volkes gefährdet glaubten, die Bestätigung verweigern. Oft brachten sie auch selbst Verordnungen in Vorschlag, die den Patriciern entgegen zu sein schienen. So kam es, daß diese ursprünglich wohlthätige und gut gemeinte Einrichtung die Veranlassung wurde zu heftigen Streitigkeiten und Unruhen, vorzüglich, da nicht selten Parteisucht und Leidenschaft dabei thätig

waren. Die Zahl der Volkstribunen ward späterhin auf 10 bestimmt, und sowie sie nicht den Obrigkeiten beigezählt wurden, genossen sie auch keine der äußern Auszeichnungen, die mit der obrigkeitlichen Würde verbunden waren.

Tribus. Romulus theilte die Einwohner Roms in 3 Abtheilungen, die er nach der Zahl Tribus nannte. Jede hatte ihren Vorsteher, Tribunus, und war in 10 Curien getheilt. Servius Tullius theilte die Stadtbewohner nach den 4 Bezirken der Stadt in 4 Theile, welche den Namen Tribus behielten. Zu diesen 4 tribus urbanae kamen noch die tribus rusticae, in welche die Landbewohner getheilt waren, und deren Zahl nach und nach auf 31 stieg, sodaß die Gesammtzahl 35 betrug.

Tribut. Das Wort Tribut kommt von dem lat. tribus her, womit die Abtheilungen der röm. Bürger bezeichnet wurden. Der Tribut (tributum) war in Rom nämlich eine Abgabe in Geld, welche nach den Tribus entrichtet wurde, und die Jeder nach Verhältniß seines Vermögens an den Staat zahlen mußte. Sie hing also von dem Census oder der Schätzung ab. Es gab bei den Römern 3 Arten von Tribut. Die eine ward ohne Unterschied nach den Köpfen auferlegt und fand unter den Königen statt. Die andere ward nach dem Vermögen angeschlagen, und kam nach dem unter Servius Tullius eingeführten Census auf. Die 3. fand nur in außerordentlichen und dringenden Fällen statt, und war an keine Regel gebunden, ward oft freiwillig gegeben, und manchmal wieder zurückbezahlt. Jetzt gebraucht man das Wort Tribut hauptsächlich von solchen Abgaben, welche die bezwungenen Völker an den Sieger zahlen. Figürlich nennt man auch Tribut, was Einer von dem Andern als Schuldigkeit fordert, z. B. Tribut der Ehre, Tribut der Dankbarkeit.

Tridentinisches Concilium, eine bekannte, im Jahr

1545 zu Trident eröffnete, dann nach Bononien verlegte und zuletzt 1563 von Pius IV. ganz aufgehobene Kirchenversammlung, welche die vielen zeitherigen Streitigkeiten in der kathol. Kirche entscheiden, Mißbräuche ꝛc. abschaffen sollte, aber — Alles beim Alten ließ. Selbst Katholiken waren über den schlechten Erfolg dieses Conc. unzufrieden, und Frankreich weigerte sich durchaus, seine Beschlüsse für die gallicanische Kirche zu sanctioniren. Es war die **letzte** allgemeine Kirchenversammlung in der röm. Kirche.

Trieb wird gewöhnlich bestimmt als der innere Grund gewisser in einem Wesen sich äußernder Wirkungen.

Trient (lat. Tridentum, ital. Trento), eine Stadt in der Grafschaft Tirol, welche ehemals nebst einem nicht unbedeutenden Gebiete, einem Bischofe gehörte, der unmittelbarer Reichsfürst war. 1803 wurde die Stadt und das ganze Bisthum von Oesterreich als ein wesentliches Erbfürstenthum in Besitz genommen und mit Tirol vereinigt, mit welchem es nachher einerlei Schicksal gehabt hat und 1814 wieder unter österreich. Herrschaft gekommen ist. Der Erzbischof erhält eine jährl. Pension von 40,000 Gulden. — Die Stadt liegt in einem tiefen, von hohen, mit vielen Landhäusern und Weinstöcken besetzten Bergen umgebenen Thale, an der Etsch, über welche eine 146 Schritte lange Brücke führt. Die Stadt ist unansehnlich und düster, ungleich und unreinlich; sie hat 760 H. und 9600 Ew. Das ehemalige bischöfl. Schloß ist ein altes, unansehnliches Gebäude mit schönen Gartenanlagen. Die Hauptkirche ist sehenswerth, und in der Kirche Santa-Maria ist ein merkwürdiges Gemälde mit vielen Portraits der vorzüglichsten Mitglieder des hier gehaltenen Conciliums. An dem Lyceum wird von 13 Professoren Philosophie und Theologie gelehrt. Die Stadt treibt einen starken Handel, wozu die hier schiffbare Etsch benutzt wird, und unterhält Seidenweberei und Seiden-

zwirnmühlen. Der gewesene Kanzler des Fürstenthums Trient, Franc. Vigil. Barbacovi, gab in s. 86. Jahre und blind »Memoire storiche della città e del territorio di Trento« (1821) heraus.

Trier (franz. Trèves, lat. Augusta Trevirorum, von einem gallischen Volksstamme, welcher in dieser Gegend wohnte), eine alte, zu den Zeiten der Römer (welche hier einen Waffenplatz gegen die Deutschen hatten, und deren Kaiser hier zuweilen residirten), und nachher unter den fränkischen Königen sehr angesehene Stadt, in einem reizenden Thale, das von 2 mit Wein bepflanzten Bergen gebildet wird, an der Mosel, über welche eine alte, auf 8 Bogen ruhende Quaderbrücke führt. Die Mosel trägt hier Lastschiffe von 2000 Ctnr. Sie war ehemals die Hauptstadt des Kurfürstenthums Trier, kam durch den Frieden von Luneville (1801) mit dem größten Theile des Landes an Frankreich, gehört aber, seit dem pariser Frieden, zu dem preuß. Großherzogthum Niederrhein und ist der Hauptort des 3. Regierungsbezirks dieser Provinz, der Sitz der Regierung und eines [illegible]hofs; auch hat sie ein bischöfl. und ein Schullehrer-Seminarium. Die Stadt ist weitläufig, weil in ihrem Umfange verschiedene große Gärten sind, hat jedoch nur 1150 H. (13 Thore) mit 9700 (nach Haupt), nach A. 15,300 Ew. Unter den Gebäuden sind sehenswerth: die alte kurfürstl. Residenz, jetzt eine Kaserne; die schöne Liebfrauenkirche, eins der herrlichsten Werke deutscher Baukunst; die Hauptkirche von unregelmäßiger Form, mit schönen Altären und einer Galerie von Marmor, und die Kirche zum h. Simeon, ein uraltes Gebäude. Sie hat 2 Bogengewölbe, durch die man vormals in die Stadt ging, und weil sie als Pforte gebraucht wurde und von schwarzer Farbe ist, so erhielt sie den Namen porta nigra, das schwarze Thor, das wichtigste römische Gebäude, welches Deutschland besitzt. Gegenwärtig hat man alle spätere Verunstaltung weggenommen und

dem Gebäude seine alte, reine Form wiedergegeben. Noch hat Trier verschiedene römische Alterthümer, als das Amphitheater, jetzt fast ganz zerstört, die Bäder in der Nähe des h. Kreuzberges rc. Vergl. »Beschreibung der Alterthümer in Trier und dessen Umgebungen rc.« (mit 28 K. von K. F. Quednow, Bonn 1820, 2 Thle.). Auch lebte in Trier und liegt daselbst begraben der Weihbischof Joh. Nic. v. Hontheim. 5 Viertelstunden von Trier, bei dem Dorfe Igel, ist der Igelstein, eine 72 Fuß hohe Spitzsäule, das Grabmal der Familie der Secundiner. Das hiesige Gymnasium besitzt eine Bibliothek von 70,000 Bdn. und 2000 Handschr. und eine Gesellschaft Gelehrter hat einige wissenschaftliche und antiquarische Sammlungen angelegt. Das ehemalige Bisthum Trier, welches im J. 327 zu einem Erzbisthum erhoben worden sein soll, war das älteste in Deutschland. Der Kurfürst von Trier war der zweite im Range, und führte den Titel eines Erzkanzlers des h. röm. Reichs durch Gallien und Arelat; seine gewöhnliche Residenz war Koblenz. Der letzte Kurfürst, Clemens Wenceslaus, ein Prinz aus dem sächs. Hause, erhielt, nachdem sein Land säcularisirt worden war, von Frankreich und einigen deutschen Regenten eine jährliche Entschädigung von 300,000 Gulden. Er starb 1812 zu Augsburg. S. Theod. von Haupt's hist. topogr. Gemälde: »Triers Vergangenheit und Gegenwart« (Trier 1822, 2 Thle.).

Triest (ital. Trieste, lat. Tergestum), eine berühmte See- und Handelsstadt in dem zum österreich. Staate gehörigen 1815 neu gebildeten Königreiche Illyrien, die Hauptstadt des Gouvernements Triest, ist offen und liegt an dem triester Busen des adriatischen Meeres. Sie besteht aus der auf dem Abhange des mit einem Castelle versehenen Schloßberges liegenden Altstadt und aus der sich bis an das Meer erstreckenden Neustadt, wozu noch die neu angelegte Jo-

sephs- und Franzenstadt kommen. Die Altstadt hat viele enge, krumme, unreinliche Gassen, besonders in der ehemaligen Judenstadt, aber die Theresien- oder Neustadt bildet ein regelmäßiges Viereck mit schönen Häusern, großen Plätzen, breiten Straßen und einigen Kanälen, unter denen der große Kanal einen vorzüglichen Anblick gewährt. Triest hat 31 öffentliche Plätze, worunter der Theresien- und der Josephsplatz in der Neustadt, der große und kleine altstädter Platz ꝛc. sich auszeichnen, 214 Straßen, 10 Kirchen, darunter auch eine lutherische, eine reformirte und eine griechische, und 1540 H. Außer mehreren ansehnlichen öffentlichen Gebäuden, wohin die kathol. Kirchen, die Börse, der Palazzo, das Zollamt, das Schauspielhaus ꝛc. gehören, enthält die Stadt auch viele schöne und große Privathäuser. Die Einw. (über 40,000) sind eine Mischung von Deutschen und Italienern, und diese Verschiedenheit spricht sich in ihrem Charakter und Benehmen sehr deutlich aus. Als Triest 1719 vom Kaiser Karl VI. zum Freihafen erklärt ward, betrug die Bevölkerung nicht ganz 6000 Menschen. Maria Theresia bestätigte und erweiterte jene Freiheit. Alle Waaren, nur einige Artikel ausgenommen, können zollfrei ausgeführt werden. Der Handel ist bedeutend; daher Triest, wo fast alle europäische Nationen Consuln unterhalten, als der erste und wichtigste Handelsort der ganzen österreich. Monarchie angesehen werden muß. Es sind hier 17 Banken und Assecuranzen, überhaupt 1000 Kaufleute aller Art und 1700 Mäkler. Die Geschäfte gehen ins Große und werden von Jahre zu Jahre lebhafter. Schon vor 1804 schätzte man ihren Betrag auf 20 Mill. Guld. 1815 liefen 7676 Schiffe ein und über 5,500,000 Ctnr. Waaren wurden ausgeladen und weiter verführt. Der Hafen, der durch eine starke Batterie auf dem neuen Damme vertheidigt wird, ist gut, doch sind die Schiffe darin nicht völlig gegen Stürme gesichert. Auf den 4 Schiffswerften wer-

den beständig Schiffe gebaut. Bei dem Hafen sind 2 Lazarethe (lazaretto sporco und netto) zur Quarantaine für die aus ungesunden oder verdächtigen Gegenden kommenden Schiffe. Unter den Fabriken zeichnen sich vorzüglich die 13 Rosolifabriken aus; eine derselben verfertigt jährlich gegen 2000 Eimer dieses Liqueurs. Sonst gibt es hier noch eine Zuckersiederei, eine Bleiweiß-, eine Fayence-, eine Spielkartenfabrik, eine Rothgarnfärberei, eine Rumbrennerei, 3 Confiturenfabriken, und überhaupt zahlreiches Gewerbe. In den Salinen bei S.-Servolo, eine Stunde von Triest, werden jährl. zwischen 20,000 und 30,000 Metzen Seesalz erzeugt. In der Gegend der Stadt wachsen verschiedene leichte Dessertweine. Einen angenehmen Anblick gewähren die Hügel, welche die Stadt umgeben, und die alle mit schönen Landhäusern und Gärten, in denen sich der Luxus der Triester zeigt, bedeckt sind. Vor ungefähr 70 Jahren waren diese Hügel noch öde und nackt. Mit großen Kosten wurde aus Istrien Erde auf Schiffen herbeigeführt, und so die Gegend nach und nach zum Paradiese umgeschaffen. Nach dem wiener Frieden (1809) wurde Triest mit seinem Gebiete von Napoleon zu Illyrien geschlagen; seit 1814 ist es wieder unter seinen vorigen Beherrscher gekommen.

Triglyphen, s. Säulenordnung.

Trigonometrie, derjenige Theil der Geometrie, welcher lehrt, wie man alle Triangel, oder dreieckige Figuren nach ihren Winkeln und Seiten vermessen soll. Die plane (ebene) Trigonom., wenn aus zwei bestimmten Seiten und einem Winkel, — die sphärische Tr., wenn aus einer Seite und zwei Winkeln die übrigen unbekannten Stücke auszurechnen sind. Bei dem Studium der Astronomie ist diese Wissenschaft von großem Nutzen. Trigonometrisch, diese Wissenschaft betreffend. Trigonometrisch Ta-

feln, diejenigen Tafeln, wo man alle Sinus und Tangenten für alle Grade eines Quadranten und alle Minuten eines Grades finden kann.

Triller (ital. trillo), in der Musik, ist die schnelle, gleichförmige Abwechselung zweier stufenweise nebeneinanderliegenden Töne. Der Triller ist eine angenehme Verzierungsmanier, welche eine biegsame und gewandte Kehle und eine fleißige Uebung erfordert; er ist um so vollkommener, je reiner die 2 abwechselnden Töne an sich und in ihrem Verhältnisse zu einander sind, und je schneller und gleichförmiger diese Abwechselung ist, sodaß er, unbeschadet dieser Verhältnisse, wie eine einzige Bebung erscheinen, und man keinen der beiden abwechselnden Töne vor dem andern vorhören oder durch ein Uebergewicht der Dauer von dem andern getrennt wahrnehmen muß.

Trilogie wurden vorzugsweise 3 ihrem Inhalte nach zusammenhängende Tragödien bei den alten Griechen genannt, welche in Verbindung mit einem satyrischen Stücke (Satyrnspiele) in einer Folge nach einander gegeben wurden. Die Trilogie in Verbindung mit diesem Satyrnspiele hieß nun **Tetralogie**. Jeder tragische Dichter, welcher sich in den bacchischen Festen in einen Wettkampf einließ, mußte eine solche Tetralogie zur Aufführung bringen. Eine solche Trilogie des Äschylus war die »Orestias« und die »Lycurgia;« Welcker in seiner bekannten Schrift nimmt auch eine Trilogie des Äschylus: »Prometheus,« an. Aber nur Eine Trilogie besitzen wir noch aus dem Alterthum sicher ganz, die »Orestias« des Äschylus, welche den »Agamemnon,« die »Coephoren« und die »Eumeniden« enthält.

Trinidad (franz. la Trinité), eine von den kleinen Antillen in Westindien, welche unter allen Inseln, die zu dieser Gruppe gehören, am nächsten bei dem festen Lande, unweit der Mündung des Oronocco liegt, und vom festen Lande durch den Meerbusen von Paria, auch der

traurige Meerbusen, das Meer des süßen Wassers genannt, geschieden wird. Colombo entdeckte sie 1498 und gab ihr diesen Namen. Die Spanier legten auf ihr eine Colonie an, um eine Verbindung mit dem festen Lande zu unterhalten; in der Folge wurde sie vernachlässigt, u. erst später wieder angebaut. Ihre Länge beträgt 13 deutsche Meilen, ihre Breite gegen 9 — 10 Meilen, und der Flächeninhalt 78 QM. Das Klima ist den Fremden nachtheilig; die Eingebornen hingegen genießen fast immer einer guten Gesundheit und werden alt. Keine Insel von so geringem Umfange ist mit einer solchen Menge schiffbarer Flüsse versehen, wohin besonders der Caroni auf der buchtreichen Westseite gehört. Gegen Norden enthält die Insel eine Kette von Bergen, südlich eine Gruppe von Hügeln, und in der Mitte eine andere, deren höchster Punkt der Berg Tamana ist, bei dessen Gipfel sich ein kleiner See befindet. Der Boden ist fruchtbar, wiewohl man auch große Sümpfe antrifft, welche viele Manglebäume hervorbringen. In der trocknen Jahreszeit verwandeln sich diese Sümpfe in Savannen, wo das Vieh die üppigste Weide findet, und wo sich eine Menge von Geflügel und Erdschildkröten aufhalten. Die Insel bringt Zukker hervor, trefflichen Taback, Indigo, Ingwer, indianisch Korn, viele Arten der besten Früchte, und eine vorzüglich schöne Baumwolle; auch war die Insel ehemals stark mit Holz bewachsen, und hatte schöne Mahagonybäume. Früherhin bauten die Einwohner fast bloß Cacao, der von vorzüglicher Güte war. Aber 1727 gingen alle Cacaobäume ein, und seitdem hat man keine wieder angepflanzt, weil man glaubt, daß die Nordwinde ihnen schädlich sind. Eine vorzügliche Wichtigkeit erhielt die Insel durch ihre Lage, die sie in gewisser Art zum Schlüssel des mexicanischen Meerbusens macht, und den öffentlichen, sowie den Schleichhandel mit Südamerika sehr begünstigt, weßhalb sie immer die Aufmerksamkeit der Seemächte aufsichzog. 1595 wurde sie von

den Engländern, unter dem bekannten Walter Raleigh, erobert, aber im Frieden an Spanien zurückgegeben. 1676 wurde sie von den Franzosen geplündert und verheert. In dem für die Seemacht Spaniens so verderblichen Kriege mit England (1796 fg.) nahmen die Briten, nachdem sie am 16. Febr. 1797 ein spanisches Geschwader in dem Meerbusen von Paria vernichtet hatten, die Insel am 18. durch Capitulation, mit einer Besatzung von ungefähr 600 Mann, vielem Geschütz, Kriegs- und andern Vorräthen und 2 Mill. Piastern an baarem Gelde. Im Frieden zu Amiens (27. März 1802) überließ Spanien die Insel an England. Seitdem hat sich die Bildung und die Zahl der Einwohner bis auf 38,000 vermehrt. Die vorzüglichsten Häfen sind der von Charagamus, welcher die größten Kriegsschiffe aufnehmen kann, der Hafen von Carenage, für Fregatten und Kauffahrer. Den Hafen Puerto de Espanna haben Handel und Kunst zum Haupthafen von Trinidad erhoben. Er liegt an der Westseite, ist eine der sichersten und weitesten Baien der Erde, und hat einen, durch eine Batterie vertheidigten, Küstendamm. Von ihm hat die Hauptstadt den Namen. Die Berge, welche dieselbe beherrschen sind befestigt. Der wichtigste Hafen nach diesem ist der von Anna parima, wo eine Stadt entstanden ist, seitdem die Insel den Briten gehört. Im Innern des Landes liegt die vormalige Hauptstadt der Insel, St.-Joseph d'Oruna, mit 300 H. und 2000 Ew. Merkwürdig ist, daß man auf Trinidad alte Geräthe, Vasen, Glaspasten findet, was jedoch an sich Sieber's Hypothese, daß alexandrinische Griechen mit carthagischen Schiffen auf Trinidad eine Colonie gegründet u. Amerika (die alte Atlantis?) entdeckt hätten, nicht bestätigen kann.

Trinitarier heißen die Glieder des 1198 in Spanien gestifteten Ordens von der h. Dreieinigkeit, welcher neben den gewöhnlichen Mönchsgelübden nach der Regel Augustin's auch die Verpflichtung

übernahm, Almosen zur Loskaufung gefangener Christensklaven zu sammeln. Schon 1201 entstanden in Spanien auch weibliche Klöster dieses Ordens, der weiße Kleidung mit roth und blauem Kreuze auf Scapulier und Mantel trägt. Sein milder Zweck verschaffte ihm bald bedeutenden Anwachs in Spanien, Frankreich, wo die Trinitarier wegen der Anlegung ihres Klosters zu Paris bei einer Capelle des h. Mathurin, Mathurinen hießen, in Portugal, Italien und Polen, auch in Amerika und anderen außereuropäischen Colonien. Er besaß im 18. Jahrh., mit Inbegriff der bei Gelegenheit seiner Reformen in Spanien gestifteten und seit 1636 unter einem eignen General stehenden Trinitarier-Barfüßer in Europa, 300 Klöster. Mit gleichem Gelübde und zu gleichem Zwecke, sowie zur Verpflegung der Armen und Gefangenen, wurde 1230 in Spanien der Orden U. L. Fr. von der Gnade (de merced) zur Auslösung der Gefangenen zuerst der Ritterorden errichtet, verwandelte sich aber bald in einen Mönchsorden, der auch in Frankreich und Italien, noch mehr aber in Amerika und Ostindien Fortgang hatte. Er vermehrte sich ebenfalls seit 1568 durch weibliche Klöster in Spanien und durch eine Congregation von Barfüßern, welche, wie die Brüder von der alten Observanz, weiße Kleidung und auf dem Scapulier unter einem goldenen Kreuze das Wappen von Aragonien tragen. Beide Orden wirkten anfangs mit Eifer und großen Erfolgen für ihren Zweck, Tertiarier schlossen sich ihnen an, und statteten sie mit reichen Mitteln aus. Doch allmälig gewöhnte sich der eine wie der andere, den Ertrag seiner Sammlungen und Vermächtnisse größtentheils selbst zu verzehren, und die Sache, für die er gestiftet war, mit höchst geringfügigen jährlichen Gaben von jedem Kloster abzufinden. Auch die in beiden Orden vorgenommenen Reformen wirkten mehr für ihre Klosterzucht als für eine genügendere Erfüllung ihres ursprünglichen Zwecks. Jetzt fangen sie an, sich

wieder thätiger dafür zu verwenden, haben aber ihre meisten Klöster nur noch in Spanien, Portugal und Amerika, wenigere in Italien u. auf den Inseln. Im Oesterreichischen gibt es nur Trinitarier-Barfüßer.

Trinität, s. Dreieinigkeit.

Trinity-College. So heißt die Universität zu Dublin, welche vorzügliche Staatsmänner gebildet hat, da ihr System weniger pedantisch ist als das zu Oxford und Cambridge. Den meisten Einfluß auf ihre Bildung hatte die **Historical society**, welche die Mitglieder der Universität unter sich gestiftet hatten. Jetzt hat man diesen Verein aufgehoben, weil er den Debattirgeist zu sehr erregte. Das **Trinity-College** besteht aus einem Propst (**Provost**), der 3000 Pf. St. Eink. und eine prächtige Wohnung hat, 7 ältern Fellows (jeder hat einen Jahrgehalt von 2000 Pf.), 16 jüngern Fellows, welche Lehrer und Führer (**tutors**) der Studenten sind und dafür bezahlt werden, 70 Scholars, die freie Wohnung und einen kleinen Gehalt haben, und etwa 1500 Studenten, die, um aufgenommen zu werden, ein Examen und dann vierteljährlich ein Examen bestehen müssen. Die 1821 für den Unterricht zu zahlende Summe betrug ungefähr 15,000 Pf. Noch gibt es auf dieser Universität 30 Stipendiaten (**Sizars**). Auch nimmt diese Hochschule Dissenters auf, welche von den englischen Universitäten ausgeschlossen sind.

Trinklied, s. Skolien.

Trio, 1) ein Instrumentalstück von 3 wesentlichen (obligaten) Stimmen, und dies ist Trio im strengern Sinne, oder auch 2 Hauptstimmen und einem begleitenden Baß, z. B. Flöte, Violine, Violoncello, oder Violine, Viole und Violoncell (wie von Cramer und A.) oder endlich einer Hauptstimme und 2 begleitenden Partien. Die erste Art steht in contrapunktischer Hinsicht am höchsten. Man nennt

das Trio auch eine Sonata a tre, dreistimmige Sonate, und es gehört in der Regel zur Gattung der Sonate. Es ist aber nicht immer nothwendig dreistimmig, wie z. B. wenn das Clavier oder Fortepiano ein mitwirkendes Instrument ist, welches bei der Benennung Trio gewöhnlich nur als eine Partie gerechnet wird, da es doch wenigstens 2 Stimmen spielt (wie bei so vielen Trios für Pianoforte, Violine oder Flöte und Violoncello von Beethoven, Ries, Prinz Louis Ferdinand). Das Trio nähert sich in seinem Ideenumfange dem Quartett. Sonst gab es sogenannte Kirchentrios, die im strengen u. gebundenen Kirchenstyl gesetzt waren, und förmliche Fugen enthielten. Sie wurden gewöhnlich auf 2 Violinen und einem Baßinstrument ausgeführt. Die Kammertrios hatten sonst ihre eignen Gesetze, gewöhnlich wurde ein melodischer Satz zum Thema genommen, in den Stimmen aber mit größerer Einheit abwechselnd ausgeführt. 2) Bei einer Menuet bedeutet das Trio den mit der eigentlichen oder ersten Menuet abwechselnden und ihr entsprechenden Satz, welchen man daher auch sonst **Menuetto alternativo** oder die zweite Menuet genannt hat; es wird gewöhnlich in der verwandten Molltonart geschrieben und wurde sonst dreistimmig gesetzt, daher der Name Trio (dreistimmige Menuet).

Triole, eine Noten-Figur, wo eine Note in drei Theile von gleicher Zeitdauer zerfällt; sie wird durch dies Zeichen ⌒3⌒ angedeutet.

Triolett, eine Reimform von 8 Zeilen, wobei nach der dritten Zeile die erste, und nach der 6. die beiden ersten Zeilen wiederholt werden, sodaß man die erste Zeile 3 Mal hört, woher der Name. Diese Dichtungsart ist von den Franzosen, von denen sie auch wahrscheinlich herstammt, mehr als von den Deutschen bearbeitet worden und eignet sich für das Tändelnde, Leichte, Scherzhafte und Naive.

Eine Auswahl deutscher Triolette hat Raßmann herausgegeb
Gleim, Hagedorn, A. W. Schlegel haben die besten geliefert.

Tripel, ein als Polirmittel angewendeter Thon, von gelbli
brauner, gelber und weißer Farbe, matt, sehr weich, mager und leic
Er findet sich bei Prag, bei Amberg in der Pfalz, in Derbyshi
Korfu 2c.

Triplicität, s. Schelling und Drei.

Tripoden, s. Dreifuß.

Tripolis. Dieser Barbaresken-Staat mit Barka liegt zw
schen der großen und kleinen Syrte (dem Busen von Kabes), enthä
8800 QM., mit mehr als 2 Mill. Einw., von denen der größ
Theil vom Raube lebt. Der Handel ist fast ganz in den Händ
der Juden. Dem Dey von Tripolis ist noch ein Pascha an d
Seite gesetzt, der dem Namen nach Unterthan der Pforte ist und vo
Großherrn bestätigt wird. Die einzelnen Provinzen werden dur
Beys regiert. Auch an Tripolis zahlen die christlichen Mächte jäh
liche Geschenke, z. B. Dänemark seit 1806 6000 Piaster. D
Dey hält 3000 Mann stehende Truppen, ohne die Reiterei und d
Miethtruppen; kann jedoch durch Aufbietung der arabischen Stämm
50,000 Mann zusammenbringen. Die Caper sind sämmtlich Eigen
thum des Pascha. Neapel mußte 1816 für jeden gefangenen Neapo
litaner 300 Piaster Lösegeld bezahlen, und bei der Anstellung eine
neuen Consuls 4000 Piaster entrichten. — Die Hauptstadt Tripo
lis hat 20,000 Einw., ein Hospital für kranke Christensklaven un
wichtige Fabriken. Am Eingange der Stadt steht ein Triumphboge
Marc Aurel's. Auch ostwärts an der Küste der großen Syrte, vor
züglich zu Lebida (Leptis Magna), gibt es prächtige Ruinen vo
Wasserleitungen, Amphitheatern und zerbrochenen Säulen von Por
phyr, Granit und Verdantico. Von Bildhauerarbeit hat man nu

unbedeutende Bruchstücke gefunden; doch ist die Küste von Cap Bon bis Alexandria noch wenig erforscht. Die Landschaft Fezzan mit der Residenz des Königs, Murzuk, einer Stadt von 20,000 Einw., 80 Meilen von Tripolis, hat wichtigen Handel. Der Sultan schickt dem Pascha von Tripolis jährliche Geschenke. Auch die Landschaft Barka steht größtentheils unter der Oberherrschaft des Dey von Tripolis. Man vgl. die Schriften von Tonnies über die Barbaresken.

Tripolizza, eigentlich Tripolitea, bisher die Hauptstadt von Morea, weil sich daselbst bis zu dem Ausbruche der Insurrection der Griechen (1821) der Sitz des ersten Sandschakats der Halbinsel befand. Seitdem aber der Peloponnes das türkische Joch abgeschüttelt, hat dieser Ort mit den Städten Argos, Korinth, Kalamatta und Epidauros die Ehre theilen müssen, wechselsweise und nachdem es die Umstände geboten, der neuerrichteten provisorischen Regierung von Griechenland zum Aufenthalt zu dienen. In der Geschichte des griechischen Befreiungskrieges selbst nimmt Tripolizza eine blutige und grauenvolle Stelle ein. Von dem griech. Anführer Kolokotronis im Aug. 1821 belagert, wehrte sich die aus Türken und Albanesern (türkischer Religion) bestehende Besatzung mit verzweiflungsvollem Muth bis zum Oct. desselben Jahres. Krankheiten, Hunger und unablässliche Stürme der Belagerer brachten endlich die Noth in der Stadt aufs höchste, und die 3000 Mann Albaneser ließen sich im geheim mit dem griech. Führer in Unterhandlungen ein. Am 5. Oct. (a. Styls) erboten sie sich, gegen freien Abzug und Hinterlassung ihrer Effecten das ihnen anvertraute Stadtviertel zu übergeben. Am Morgen dieses Tages begannen die Griechen einen Hauptsturm; den ganzen Tag dauerte der Kampf, denn die Türken wehrten sich wie die Rasenden und selbst, als die Albaneser schon ihr Thor an den griech. Unterfeldhauptmann Kephalos nach einigem Widerstande übergeben hatten, und Ko=

lokotronis nun mit 2000 Mainotten mordend und Alles niederstürzend in die Stadt drang, da vertheidigten sie sich noch in den Gassen und in den Häusern so lange, bis die von allen Seiten angelegten Flammen sie vertrieben. So fielen sie unter den Schwertern der mitleidslosen Sieger, die Stadt selbst wurde fast gänzlich eine rauchende Ruine. Mehr als 6000 Türken jedes Alters und Geschlechts verloren an diesem Schreckenstage ihr Leben (auch die 3000 Albaneser wurden bald darauf unfern der Stadt, die sie verrathen hatten, weil sie selbst ihre mit den Griechen geschlossene Capitulation brachen, von den Letztern im wilden Handgemenge niedergehauen); aber die reichen Vorräthe an Waffen, Munition u. dgl., welche den bis dahin daran großen Mangel leidenden Griechen in die Hände fielen, verliehen diesen die Kraft, den Feldzug im Peleponnes fortzusetzen, sodaß seitdem diese Halbinsel, einige Küstenfestungen abgerechnet und nach glücklicher Zurückschlagung der 1822 durch Khurschid Pascha bewirkten kurzen Invasion der Türken, von dem Joche der Asiaten frei war und als Mittelpunkt des sich neu gestaltenden freien Hellas betrachtet werden konnte. Tripolitea, zu dem ein kleiner Landkanton gehört, liegt in einer weiten, wellenförmigen Ebene, und ist aus den Trümmern der alten Städte Megalopolis, Tegea, Mantinea u. Pallantium, die in einiger Entfernung davon standen, gebaut. Die Stadt hat Mauern und Bastionen, gepflasterte Straßen, und zählte vor den erwähnten Kriegsvorfällen gegen 12,000 Ew., die einen ziemlich lebhaften Handel mit Landesprodukten trieben. Die Gegend umher entspricht, trotz aller Verheerungen der Jahrhunderte, wie Reisende versichern, durch ihre Schönheit und natürliche Fruchtbarkeit noch immer den Schilderungen, welche die Alten einst von den reichen und blühenden Thälern Arkadiens (in dessen Mitte Tripolizza mit seinen Ländereien liegt) machten. Als Ibrahim Pascha mit seinen Aegyp-

tiern Navarin im J. 1825 genommen hatte, bemächtigte er sich auch des wiederhergestellten Tripolizza und gab es erst bei seinem Abzuge aus Morea 1828 als eine Ruine zurück.

Trippel (Alexander), einer der berühmtesten Bildhauer der neuern Zeit, geb. zu Schafhausen 1747. Er war anfangs aus Noth Schreiner in England, wo sein Vater lebte, sollte dann Orgelbauer werden, bis sein Genie ihn zum Bildhauer machte. Er lebte hierauf in Kopenhagen, Dresden, Paris und in Rom (seit 1776), wo er im Sept. 1793 starb. Man bewundert in seinen Arbeiten, die von einem tiefen Studium der Antike zeugen, schöpferische Einbildungskraft, die wirksamste Bestimmtheit des Ausdrucks, das genaueste Ebenmaß in den Umrissen und die zarteste Behandlung des Marmors im Nackten.

Triptolemus (Mythol.), ein Sohn des Celeus, Königs von Eleusis und der Metanira, welche auch Neära genannt wird. Nach Einigen hatte er zum Vater den Trochillus oder Oceanus, oder Eleusinus u. s. w., zur Mutter aber die Erde, oder die Kothonea, oder Polymnia u. s. w. Ceres, die ihre verlorene Tochter Proserpina auf der ganzen Erde suchte, kam auch zu den Eltern des Tr. nach Eleusis, und ward von der eben mit einem Sohne, dem Tr., nach Andern dem Demophon, entbundenen Mutter als Amme angenommen. Sie beschloß, den geliebten Säugling unsterblich zu machen, und legte ihn deswegen des Nachts ins Feuer, um alles Irdische an ihm zu zerstören. Allein seine Mutter überraschte sie dabei, und störte durch ihr Geschrei die Stille der geheimnißvollen Handlung, die nun nicht zur Vollführung kam. Ceres beschenkte statt dessen den Tr. mit ihrem drachenbespannten Wagen, damit er als ihr Gesandter an die Sterblichen die ganze Erde durchziehe, ihnen den Anbau des Getreides lehre, und schützte zu verschiedenenmalen das Leben ihres Lieblings, wenn ihm auf seiner Reise Gefahr drohte. Bei seiner Heimkehr stellte dem Tr.

(nach Einigen) sein eigner Vater nach dem Leben, aber Ceres rettete ihn wieder und bewog den Vater, ihm das Reich abzutreten. Er war der Erfinder des Pfluges und des Wagens, der Erbauer der Stadt Eleusis (s. d.), und nach Einigen auch der Stifter der eleusinischen Mysterien. In Attika besäete er mit dem ersten Getreide das rharische Feld, und in Arkadien lernte Arkas von ihm den Ackerbau, sowie auch Eumelus in Attika, den er gleichfalls die Kunst, Städte zu bauen, lehrte. Tr. hatte zu Eleusis einen eignen Tempel, und auf dem rharischen Felde einen Altar. Man stellte ihn vor, bald mit Kornähren in der Hand, bald neben einem Pfluge stehend, bald auf dem mit Drachen bespannten Wagen sitzend. Sein Name soll den 3 Mal gepflügten Acker bezeichnen. Die Römer bildeten aus dem Tr. ihren **Bonus Eventus**.

Trismegistus, s. Hermes.

Trismus, *Kinnbackenkrampf, eine unwillkürliche und so feste Zusammenziehung der Kinnladenmuskeln, daß die Zähne unbeweglich fest auf einander gepreßt werden,* und, wenn sie noch im Anfang oder bei geringerm Grade des Krampfes, oder bei Abwechselung desselben, sich an einander reiben, ein Geräusch entsteht, welches man Zähnknirschen nennt.

Trissino (Giovanni Giorgia), Dichter und Gelehrter, war 1478 zu Vicenza von adeligen Eltern geb. Erst spät widmete er sich den Wissenschaften. Demetrius Chalkondylas, dessen Andenken er später durch ein Grabmal ehrte, war sein Lehrer in der griech. Sprache. Nach dem Tode seiner ersten Gattin verließ er seine Vaterstadt und begab sich nach Rom. Leo X. bezeigte ihm besonderes Wohlwollen und übertrug ihm ehrenvolle Gesandtschaften an den König von Dänemark, den Kaiser Maximilian und die Republik Venedig. Auch Clemens VII. sandte ihn an Kaiser Karl V., der ihn sehr wohl auf-

nahm und mit Auszeichnungen und Ehren überhäufte. Inzwischen hatte sich Tr. zum zweiten Mal verheirathet, dadurch aber seinen Sohn erster Ehe, Giulio, zu einem Prozeß gegen ihn veranlaßt, der zu Venedig gegen den Vater entschieden wurde, und diesen um einen großen Theil seines Vermögens brachte. Darüber erzürnt, verließ er die venetianischen Staaten und ging nach Rom, wo er 1550 starb. Tr. erwarb sich den Ruhm, Italien in seiner »Sophonisbe« die erste nach den Regeln des Aristoteles abgefaßte Tragödie gegeben zu haben. Sie wurde bei ihrer Erscheinung gleichsam als ein Werk, worin der Geist der Griechen sich erneut habe, mit unglaublichem Beifall aufgenommen, und Leo X. ließ sie mit höchster Pracht aufführen. Dieser Enthusiasmus mußte jedoch bald schwinden, da die »Sophonisbe« als eine kalte Nachahmung des Alterthums dem Geiste der Nation fremd blieb. Doch sind einzelne Scenen nicht ohne Verdienst, aber dem Ganzen sowol als auch besonders der Schreibart fehlt es an Kraft, Hoheit und Schwung. Tr. soll auch in der »Sophonisbe« der Schöpfer des reimlosen, elffylbigen Verses (verso sciolto) gewesen sein. Wie wenig er aber verstand, diesem Verse tragische Würde zu geben, beweist die vollkommen gleiche Anwendung, die er davon in seinem dem Plautus nachgeahmten Lustspiel »I simillimi« macht. Auf demselben Wege wie zum Drama, wollte Tr. auch zum Epos gelangen, nämlich den Homer und die Regeln des Aristoteles vor Augen. Da ihm aber Schöpfungskraft und Originalität fehlten, so konnte es ihm auch in s. »Italia liberata dai Goti« nicht gelingen, ein Nationalepos aufzustellen, so volksmäßig auch der Gegenstand zu sein scheint. Glücklicher ist Tr. als lyrischer Dichter; einzelne Gefühle weiß er zart und oft sinnreich auszudrücken. Außerdem verfaßte er eine Poetik, die noch jetzt nicht ohne Werth ist, und von gründlichen Kenntnissen zeugt, wie denn überhaupt sein Ruf als Gelehrter fester steht, als sein

dichterischer. Die beste Ausg. s. Werke besorgte Maffei in 2 Bdn. kl. Fol.

Tristan, ein altes Dichterwerk von beinahe 24,000 Versen. Tristan soll der Herold neuer Mysterien, einer aus Deutschland gekommenen Sonnenlehre, sein, welche die Druidenlehre veränderten. s. »Tristan von Meister Gotfrit von Straßburg, mit der Fortsetz. des Meisters Ulrich von Thurheim«, in 2 Abtheil., herausg. von E. v. Grote (Berlin 1821, 4.). Vgl. Mone in d. »Heidelb. Jahrb.«, 1821, Dec.

Tristan d'Acunha, s. Erfrischungsinseln.

Tritheiten werden in der christlichen Kirche diejenigen Irrlehrer genannt, die den Mißverstand der Dreieinigkeitslehre bis zur Annahme von 3 Gottheiten treiben.

Triton, ein Sohn des Neptun und der Amphitrite. Er war einer der berühmtesten Meergötter, und man scheint durch ihn das Brausen des wogenden Meeres haben andeuten wollen. Er blies auf einer Muschel, und besänftigte damit, wenn Neptun es ihm befahl, das aufgeschwollene Meer. Im Kriege der Götter mit den Giganten trieb er durch den Ton seines Instruments die Letztern in die Flucht. Er tödtete des Aeneas Steuermann Misenus, weil dieser mit ihm im Blasen wetteifern wollte. — In der ältesten Fabel war Tr. eigentlich der Gott des libyschen Sees Triton. Homer erwähnt ihn nicht, aber Hesiodus besingt ihn als einen gewöhnlichen Wassergott.

> Zeugeten Triton's Macht, des gewaltigen, der an des Meeres
> Tiefem Grund, zur Mutter gesellt und dem herrschenden Vater,
> Wohnt in dem goldenen Haus' ein fruchtbarer Gott.

Späterhin machte man ihn zu einem der untern Meerdämonen, der nicht allein bei den Syrten, sondern auch in andern Gegenden des Mittelmeers waltet. Endlich erscheinen gar mehrere Tritonen, die

gleich den spätern Panen, Priapen und Silenen den Namen ihres Vaters geerbt hatten, in halbthierischer Gestalt vorgestellt wurden, und den Nereiden zum Gespann und Reiten dienten. Auch wird Tr. als ein Mann mit zweiendigem Fischschwanze und sichelförmigen Floßfittigen beschrieben. Pausanias schildert die Tritonen noch vollständiger: das Haupthaar grünem Sumpfkraute gleich, den Leib von feilharten Schuppen umstarrt, Kiemen unter den Ohren, menschliche Nasen, weite Mäuler und Thierzähne, blaue Augen, schuppige Hände und Finger mit Klauen, an Brust und Bauch Flossen; dabei hatten sie eine Menschenstimme und bliesen auf Schnecken. Andre lassen den Tr. das Meer mit blaulichen Rossen durchjagen, und so ward er auch mit Krebsscheren, die dem Oceanus und der Amphitrite gleichfalls eigen sind, abgebildet. Endlich fabelte man wirkliche Seethiere, die gefangen und getödtet wurden, in Tritonen um. In der Musik bedeutet Triton auch die übermäßige Quarte.

Triumph. Eine der größten Feierlichkeiten des alten Roms, und die höchste Belohnung siegreicher Feldherren, war der glänzende Triumphaufzug. Man unterscheidet den großen und den kleinen Triumph. Beide mußten vom Senat mit Zustimmung des Volks bewilligt werden; und zwar wurde nach dem Gesetz der große Triumph nur einem Dictator, Consul oder Prätor gestattet, der als Oberfeldherr (suis auspiciis) in der Provinz im gerechten Kriege über auswärtige Feinde und zugleich freie Leute einen Sieg erfochten hatte, in welchem wenigstens 5000 Feinde in offenem Kampfe umgekommen waren. Der Feldherr mußte nach der lex Porcia triumphalis an der Spitze seines Heeres vor Rom (ad urbem) erscheinen, und dem im Tempel der Bellona versammelten Senate dieses vortragen. Wenn ihm nun der Triumph durch einen Senats- und Volksbeschluß bewilligt worden war, so ging die Feierlichkeit vor sich. Früherhin rief der Triumpha-

tor in seinem glänzenden Schmucke, den Lorberzweig in der Hand, das Volk zusammen und vertheilte unter seine Soldaten Geld, Ehrenzeichen, Armspangen, Lanzen und Kränze. Dann ging der ganze Senat dem Sieger entgegen, der auf einem vergoldeten Wagen, gewöhnlich von 4 weißen Rossen gezogen, mit einer purpurnen Tunica (t. palmata) und gestickter Toga (toga picta) bekleidet, geschmückt mit einem Lorberkranze, und einem elfenbeinernen Scepter mit dem Adler in der Hand, vom campus Martius aus, durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt aufs Capitolium fuhr. Voraus gingen Sänger und Musikanten, darauf folgten die schön geschmückten, auserlesenen Opferthiere, hernach wurde die gemachte Beute vorgetragen oder gefahren, und die eroberten Städte und Gegenden wurden im Bilde vorgeführt, dann kamen die gefangenen Fürsten oder Feldherrn in Ketten. Darauf der Sieger. Dem Triumphator folgten seine Verwandten und Freunde und ein langer Zug andrer Bürger im Festgewande mit lautem Jubelruf, zuletzt das siegreiche Heer, zu Fuß und zu Roß, lorberbekränzt und mit den erhaltenen Ehrenzeichen geschmückt, Io triumphe! rufend, und mancherlei Jubel- und Spottlieder singend. Einer alten Sitte gemäß, die etwas wahrhaft Rührendes hat, befand sich dicht hinter dem gefeierten Feldherrn ein Sklav, der eine goldene mit Edelsteinen besetzte Krone in der Hand hielt und ihm wiederholt die ernsten Worte zurufen mußte: »Sieh hinter dich, bedenke, daß du ein Mensch bist!« — Auf dem Capitolium dankte der Triumphator öffentlich den Göttern für den verliehenen Sieg, ließ die Opferthiere schlachten, und weihte dem Jupiter die Krone und einen Theil der Siegesbeute. Dann gab er gewöhnlich ein großes Gastmahl, und Abends begleitete ihn das versammelte Volk mit Fackeln und freudigem Zuruf nach Hause. Kein Wunder, daß jeder Römer nach der Ehre des Triumphes strebte, und daß er es für die höchste Auszeichnung hielt,

dieser Ehre gewürdigt zu werden. Wer die Feinde zur See überwunden hatte, hielt einen triumphus navalis, wie zuerst Duillius, als er über die Carthager gesiegt hatte. Diejenigen, welche triumphirt hatten (viri triumphales), genossen auch noch besonderer Auszeichnungen, z. B. einen Ehrenplatz rc. — Bei dem kleinen Triumphe, ovatio genannt (man glaubt von ovis, ein Schaf, weil ein solches dabei geopfert wurde), hielt der Feldherr seinen Einzug zu Fuß oder zu Pferde mit der toga praetexta und einem Myrtenkranze geziert. Dieser weniger feierliche und glänzende Triumph wurde dann bewilligt, wenn der erfochtene Sieg nicht so bedeutend war, daß von Rechtswegen jene höchste Auszeichnung darauf erfolgen konnte. — Seit August wurden wenige Triumphe gehalten, und nur von den Kaisern selbst; andern Feldherren gab man Siegeszeichen.

Triumphbogen, eine Ehrenpforte, die den siegreichen Feldherrn bei ihrem Triumpheinzuge in Rom errichtet wurde, anfangs einfach, dann nicht selten von Marmor und mit Figuren und Inschriften prächtig verziert. So wurden sie besonders den Kaisern errichtet, und noch sind 6 zu Rom, zum Theil nur in Trümmern vorhanden, z. B. die Triumphbogen des Constantin, des Gallienus, des Septimius Severus und des Titus, welcher letztere vorzüglich dadurch merkwürdig ist, daß die daran befindlichen vortrefflich gearbeiteten Basreliefs sich auf die Besiegung der Juden und die Eroberung Jerusalems beziehen. Die 3 letztern Triumphbogen sind in der Form einander sehr ähnlich und bilden ein großes Portal, zu dessen beiden Seiten sich noch 2 kleinere befinden. Die andern und hintern Hauptseiten sind mit Säulen verziert, die ein vollständiges Gebälke mit darüber gesetzter Attika tragen. Ueber dem Bogen und an dem Fries des Gebälkes findet man die Abbildung der Thaten in Stein ausgehauen, welche das Denkmal veranlaßten. Ueber die Triumphbogen in Rom s. Bellori's

»Arcus Augustorum triumphis insignes etc.«, herausgeg. von De Rubeis (Rom 1590, Fol., m. 52 Kpfrn. von Bartoli). Außerdem sieht man alte Triumphbogen zu Benevent, Fano, Ancona, Rimini, Pola, Verona, Suza und zu Aix in Savoyen.

Triumvirat (lat.), die Dreiherrschaft, oder die Verbindung Dreier zur Oberherrschaft über das Volk. In der röm. Gesch. sind besonders zwei Triumvirate merkwürdig: 1) das zwischen Cäsar, Pompejus und Crassus (s. Pompejus) und 2) das zwischen Antonius, Lepidus und Octavianus (dem nachherigen Kaiser August). Bekanntermaßen gab es auch in der franz. Revolution mehrere berüchtigte Triumvirate.

Troas, s. Troja.

Trochäus, s. Rhythmus.

Troglodyten nannte man Menschen oder ganze Völkerschaften, die in Höhlen wohnten. In verschiedenen Ländern des alten Asiens, besonders in Aethiopien, auch in Aegypten sollen Troglodyten gewesen sein, aber die Nachrichten, welche die alten Schriftsteller über sie hinterlassen haben, sind sehr schwankend. — In der ältern Kirchengeschichte werden gewisse Ketzer so genannt, die von allen Parteien ausgestoßen worden waren, und daher ihre religiösen Versammlungen in Höhlen halten mußten. Auch Juden, denen man Schuld gab, daß sie in verborgenen Höhlen Abgötterei trieben, hat man diesen Namen beigelegt. — In der Naturgeschichte hat man dem Chimpanse, von der Gattung ungeschwänzter Affen, die dem Orang Outang ähnelt, die Benennung Troglodytes beigelegt.

Troja. Keine Stadt des grauesten Alterthums ist öfter durch den Gesang der Dichter verherrlicht worden als Troja, obwol Neuere sogar den Zweifel erregten, ob sie jemals existirt habe. Der eigentliche alte Name der Stadt war Ilios oder Ilium, und Troja bezeich-

net auch die Gegend um die Stadt; doch ist Troja als Name der Stadt selbst, bei den Spätern wenigstens, ganz gewöhnlich. Sie lag in Phrygien, in der Landschaft Troas, auf einer Anhöhe, zwischen den Flüssen Simois und Skamandros, oder Xanthos, nicht weit von der Meeresküste, am Fuße des Berges Ida. Die Fabel erzählt, daß der Name Troja oder Troas von Tros, einem Sohne des Erichthonius, herstamme, der sein Reich zuerst so genannt und mit Kalirrhoe, der Tochter des Skamandros, vermählt, den Ilos und andre Kinder erzeugt habe. Die Feindschaft mit Tantalos soll den ersten Grund zu dem spätern unglücklichen Schicksale von Troja gelegt haben. Als der Sitz eines kleinen Fürsten, des Königs Priamos, wäre sie vielleicht von den Griechen kaum genannt worden, hätte nicht die von Paris, dem trojanischen Königssohne, entführte Helena Veranlassung zu dem 10jährigen Kampfe des vereinigten Griechenlands gegen Troja gegeben, der sich mit der Eroberung und Zerstörung dieser Stadt endigte, und hätte nicht Homer durch seine »Ilias« diesen Kampf verherrlicht. Doch zeigt schon die Wahl des Gegenstandes, daß dieser Krieg durch die Volkssage früher bereits eine allgemeinere und größere Theilnahme erregt hatte. Die Stadt war übrigens von so gewaltigen und festen Mauern umgeben, daß man ihre Erbauung den Göttern zuschrieb. Ganz genau läßt sich die Zeit des Krieges nicht bestimmen, doch geben Neuere das J. 1184 vor Chr. als dasjenige an, wo Troja zerstört worden. Früher sollte schon einmal Hercules diese Stadt erobert haben; doch wurde diese frühere Eroberung in Schatten gestellt durch die spätere des unter Agamemnon's, Königs von Mycene, Anführung vereinigten griech. Heeres, vorzüglich, weil der genannte berühmte Dichter sie durch seine Gesänge der Unsterblichkeit überlieferte. Unter Trojas Heldensöhnen erscheint in der »Ilias« Hektor, Priamos's Sohn, als der edelste und tapferste. Er ist Hauptanführer, und sein

Tod durch Achilles Hand entscheidet über Iliums Fall. Unter den übrigen Trojanern ist Aeneas vorzüglich durch seine Auswanderung nach Italien, und als Held des Virgilischen Epos merkwürdig und berühmt geworden. Noch bemerken wir, daß die höher gelegene Burg von Troja, die Akropolis, Pergamos hieß, und daß späterhin in der Gegend der zerstörten Stadt eine neue kleinere entstand, die den alten Namen führte und, sowie sie, der Pallas geweiht war. Die Stadt Neu-Ilium, ebenfalls spätern Ursprunges, wie schon der Name zeigt, lag, wie man glaubt, nicht an der Stelle des alten Troja, obwol dies eine gewöhnliche Meinung war und die Bewohner selbst es behaupteten. — In neuern Zeiten haben Reisende an Ort und Stelle sorgfältige Untersuchungen über die wahre Lage des alten Troja angestellt, besonders 2 Franzosen, der Graf Choiseul-Gouffier und Lechevalier, auch zum Theil noch Ueberbleibsel zu entdecken gemeint. Nach Lechevalier stand das alte Troja oder Ilium an der Stelle, wo sich jetzt das Dorf Bunarbaschi befindet. M. vgl. »Reise nach Troas, oder Gemälde der Ebene von Troja in ihrem gegenwärtigen Zustande vom Bürger Lechevalier« (nach dem Franz. von Lenz, mit K. u. Charten, 1800), wo man auch eine Abbildung des Dorfes und der Umgegend findet. Ferner »Die Ebene von Troja nach dem Grafen Choiseul-Gouffier und andern neuern Reisenden &c.« (v. Lenz, 1798), und Webb's »Untersuchungen über den ehemal. und jetzigen Zustand der Ebene von Troja« (aus d. Engl. von Hase, 1822). Vortreffliche Bemerkungen über diese altclassische Gegend finden sich auch in des Engländers Wood »Essay on the original genius and writings of Homer«.

Trokar (franz), ein chirurgisches Instrument, das aus einer dreischneidigen Spitze oder Nadel besteht, die in eine Röhre von verschiedener Länge paßt. Man stößt die Spitze mit der Röhre zugleich

an der bestimmten Stelle des Körpers bis zu der nöthigen Tiefe ein, zieht dann die Spitze heraus, läßt aber in der Oeffnung die Röhre stecken, durch welche nun bei Wassersüchtigen das Wasser abfließen, oder bei dem durch zu vieles frisches Futter aufgeblähten Rindvieh die Luft aus der Bauchhöhle und aus den Gedärmen heraustreten kann.

Trolle (Herluf), aus einer der angesehensten dänischen Familien, ein Sohn des Admirals Jakob Trolle, geb. 1516, ward 1558 dänischer Reichsrath, 1559 Ritter; seit 1561 hatte er die Aufsicht über die Flotte; 1563 ward er, da der schwedische Krieg mit Erich XIV. ausbrach, Admiral, und ging 1564 mit 25 Schiffen in See, vereinigte sich zwischen Gothland und Oeland mit einigen Lübeckischen Schiffen, commandirt von Friederich Knebel, und griff bei Oeland die schwedische Flotte an. Das schwedische Admiralschiff, welches die Namen Magelös (ohne Gleichen) und Mars Dänenhasser führte, ein ungewöhnlich großes Schiff von 200 metallenen Kanonen, ward erobert, sprang aber in die Luft. Der schwedische Admiral Jakob Bagge und der Viceadmiral Arved Trolle wurden gefangen; die übrige schwedische Flotte nahm die Flucht. 1565 griff Tr. in Verbindung mit der lübeckschen Flotte den schwed. Admiral Klaus Horn, welcher 50 Schiffe hatte, zwischen Fehmarn und Wismar an und schlug ihn in die Flucht; allein Tr. wurde tödtlich verwundet und starb 3 Wochen darauf in Kopenhagen. — Herluf Tr. war ein kluger, tapferer, frommer und mildthätiger Mann, liebte und beförderte die Wissenschaften, schenkte ansehnliche Summen an Schulen, Kirchen und Hospitäler, und stiftete die Schule Herlufsholm bei Nestved in Seeland.

Trommel, das bekannte kriegerische Musikinstrument. Der starke rauschende Ton wird durch eine Darmsaite hervorgebracht, welche über das untere Fell gespannt ist. Wird daher zwischen diese Saite ein weicher Körper gesteckt, so hört das Rauschen auf, und der

Klang der Trommel wird gedeckt oder gedämpft. Da die Trommel nur einen Ton hat, so erklärt sich daher der Name **Trommelbaß**, welchen man gebraucht, wenn man einen einförmigen, aus einem immerfort angeschlagenen Tone bestehenden Baß (z. B. bei dem Clavier) bezeichnen will. Das Verdienst des **Trommelschlägers** (Tambours) besteht in der Mannichfaltigkeit des Rhythmus, welchen er durch seine Schläge erzeugen kann. Der militairische Gebrauch der Trommel besteht in den Schlagfiguren, durch welche sie den Soldaten im geordneten und abgemessenen Gange erhält, und selbst das Marschiren mechanisch leichter macht. Dann bedient man sich auch der verschiedenen Schläge als Signale, z. B. als Zusammenruf (Appell), Schicht, Zapfenstreich, Reveille, Feuerlärm, endlich auch als Signale bei taktischen Bewegungen, wenn keine Signalhörner vorhanden sind. — Das **Tamburin** (s. d.) ist einfacher als unsere jetzige Trommel und daher wol älter als diese. — Die **Pauke** (s. d.) fällt in ihrer Entstehung mit letzterm zusammen. — Die **große Trommel**, welche oben mit dem Klöppel, unten mit einer Ruthe geschlagen wird, gehört der türkischen Musik an; sie fällt nur bei den Hauptaccorden, welche gleichsam den Grundrhythmus bezeichnen, ein, während die kleine Trommel daneben größtentheils immerfort wirbelt und flutet. — Daß übrigens mehr mechanische Fertigkeit als höherer Kunstsinn dazu gehöre, diese Instrumente zu spielen, bezeugt Vaucanson's berühmtes Automat, welches auf der Trommel wirbelte, während die andre Hand das Flageolet spielte. Die Italiener, welche sie gran cassa nennen, haben sie besonders in den Opern eingeführt, wahrscheinlich zuerst um in den großen Räumen ihrer Theater und bei rauschender Musik den Tact zu markiren. Von ihr unterscheidet man auch noch das chinesische tamtam, franz. beffroi, ein Metallinstrument, welches geschlagen wird.

Ende des einundsechzigsten Bändchens.